Geschichte der Stiftungsschule von 1815 zu Hamburg

Festschrift

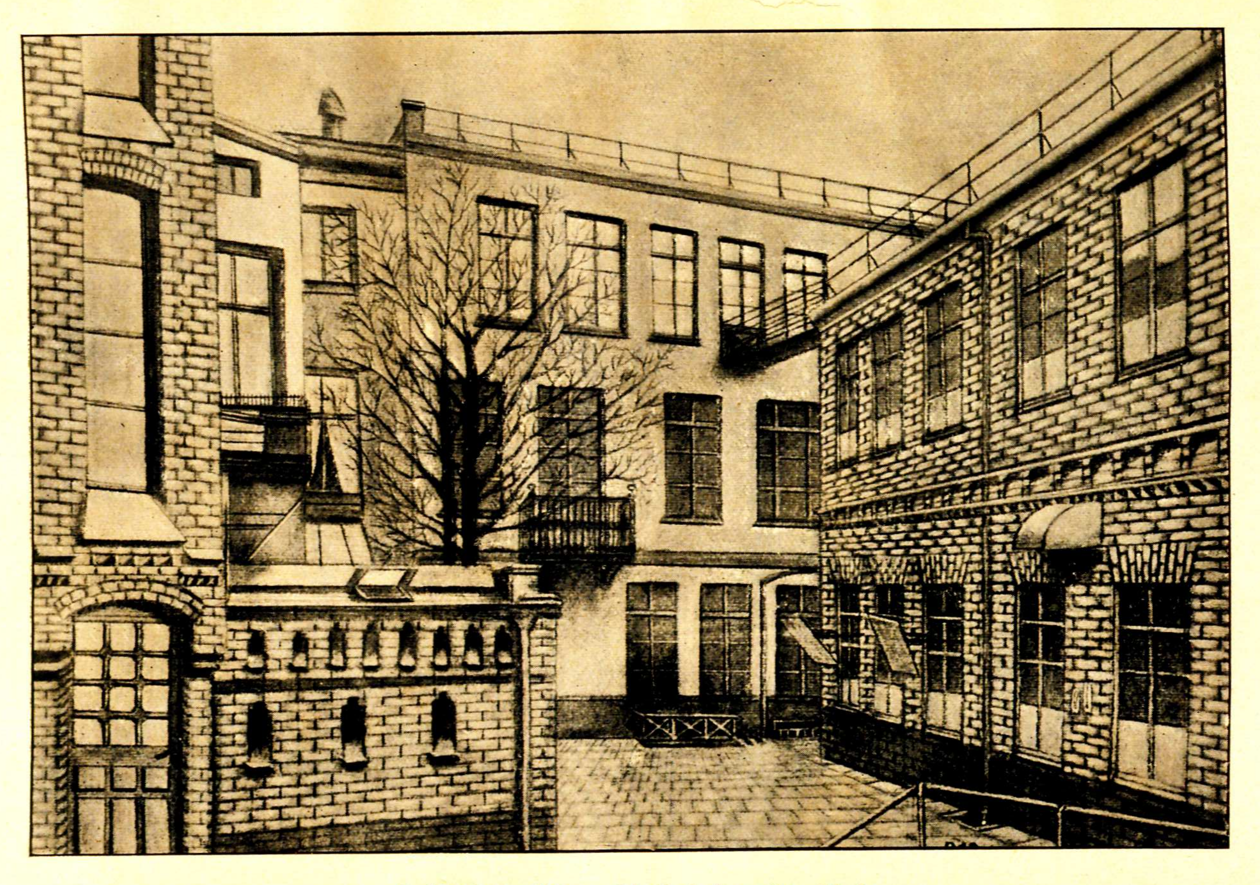
zum 100jährigen Bestehen der Schule

von

Dr. Ernst Müller
(Ernst Müller-Holm)



Druck und Verlag von Ackermann & Wulff Nachflg. (Grosardt & Gowa)
Hamburg 11, Deichstraße 48-50, Industriehaus



Ansicht des mittleren Schulhofs der alten Schule

Vorwort.

Käme es nur auf die äußeren Umstände an, so dürfte der Verfasser dieser Schrift wohl sagen, daß er für seine Aufgabe in einer ungewöhnlich günstigen Lage ist.

Seit dem Jahre 1868 bin ich mit der Stiftungsschule von 1815 verwachsen. Zehn Jahre habe ich ihr als Schüler angehört. Auch nachher habe ich ihrem Leiter, meinem ehemaligen Direktor Dr. A. Rée, ziemlich nahe gestanden. In der Zeit von 1888–93 habe ich mehrmals, wenn auch nur auf kurze Zeit, an der Schule unterrichtet, und seit Michaelis 1893 habe ich an ihr dauernd als Lehrer gewirkt. Ja, meine Verbindung mit der Schule reicht in noch ältere Zeit zurück. Schon mein Vater, dessen Bruder und später sehr viele meiner Verwandten haben die Stiftungsschule besucht. Gespräche der Älteren über diese, denen ich lauschte, gehören zu meinen Kindheitserinnerungen.

Auch über Mangel an urkundlichem Material kann ich nicht klagen. Das Archiv der Schule birgt recht ansehnliche Schätze. Da sind die Protokolle der Vorstandssitzungen, die der Lehrerkonferenzen, die alten Schülerverzeichnisse; ferner Prozeßakten, einige Berichte an den Vorstand, alte Rechnungsbücher und dgl. Über die ältere Zeit geben namentlich ein gedruckter Gesetzentwurf von 1820, ferner zwei Festschriften, eine aus dem Jahre 1830 von Dr. Immanuel Wohlwill, die andre aus dem Jahre 1841 von Dr. Kley, einigen Aufschluß (abgekürzt: Wo und Kl). Für die spätere Zeit kommen die gedruckten Jahresberichte in Betracht. Der erste unter diesen, zu Ostern 1890, enthält eine Beilage: Geschichtliches über die Schule und ihre Tendenzen (abgekürzt: Rée GST). Für manchen wertvollen Wink bin ich Fräulein Anna Wohlwill, einer Schülerin und Freundin Dr. Rées und langjährigen Leiterin des Paulsenstifts, zu Dank verpflichtet.

Die Geschichte unsrer Schule weist manche ruhmvolle Blätter auf. Gewiß findet man selten eine Anstalt, die von sich sagen kann, daß ein hervorragender Schulmann mehr als fünzig Jahre an ihr gewirkt hat, noch dazu die meiste Zeit als Leiter. Aber auch die älteste Periode bietet eine Fülle des Interessanten. So bescheiden die Anfänge der Schule waren, so ist sie doch schon früh ihre eigenen Wege gegangen, und für die Geschichte der Pädagogik ist sie nicht ohne Bedeutung.

Will man sich aber nicht mit einer dürren Chronik begnügen, sondern die Schule in einen lebendigen Zusammenhang hineinstellen, so muß man versuchen zu schildern, welche Stellung sie in Hamburg, ja in Deutschland eingenommen hat. Das Schulwesen unsrer Vaterstadt, das seit fünzig Jahren eine so gänzliche Umgestaltung erfahren hat, daß viele alte Einrichtungen den heute Lebenden nicht mehr verständlich, ja kaum glaublich erscheinen, mußte beleuchtet werden. Noch mehr! Da die Stiftungsschule von 1815 anfangs eine jüdische Schule war, so waren auch die älteren Zustände der Juden, die unter ihnen herrschenden Strömungen und Gegensätze, ihre sozialen Verhältnisse und ihre Kämpfe um Gleichstellung zu berücksichtigen. Diese Aufgabe ist etwas andres als ein Bericht über die erste beste öffentliche Schule. Sie ist um vieles reicher, vielseitiger, fesselnder, aber auch um vieles schwieriger. Daß ich aller dieser Schwierigkeiten Herr geworden sei, wage ich nicht zu behaupten. Ohne Frage hätte mancher, der die Hamburger Geschichte oder die der Pädagogik oder die der sozialen und konfessionellen Kämpfe gründlicher kennt, den vergilbten Protokollen des Archivs weit mehr Leben entlocken können als der Verfasser dieser Schulgeschichte, der, von ganz andern Arbeiten herkommend, plötzlich vor diese Aufgabe gestellt worden ist.

Es kommt noch eine eigentümliche Schwierigkeit hinzu, die allen Schulgeschichten anhaftet. Sitzungsberichte, Rechnungsbücher, Jahresberichte sind für die Geschichte einer Schule unentbehrlich, aber das Beste geben sie nicht. Die Hauptsache ist das, was in der Abgeschiedenheit der Klassenräume vorgeht, ist der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern. Und dafür ist vor allem ausschlaggebend die Persönlichkeit des Lehrers. Dieser aber läßt sich überaus schwer schildern, zumal wenn man ihn nicht selbst gekannt hat.

Vielleicht wird mancher die Geschichte der letzten 25 Jahre vermissen. Aber sie zu geben war mir unmöglich. Dinge, die noch im Fluß sind, kann man nicht darstellen, und am wenigsten kann es einer, der selbst mitten in ihnen steht. Selbst wenn er unparteiisch sein könnte, würde man es ihm nicht zutrauen. Es kommt aber hinzu, daß die Schicksale der Stiftungsschule in diesen letzten 25 Jahren sich von denen der andern gleichartigen Anstalten nicht wesentlich unterscheiden. Die ihr eigentümliche Aufgabe hatte sie im großen und ganzen erfüllt. Vieles und Wichtiges zu leisten blieb und bleibt ihr vorbehalten, aber sie hat jetzt keine andern Pflichten als die Schwesteranstalten. Deshalb war für diesen letzten Zeitraum das Bedürfnis einer geschichtlichen Darstellung nicht das gleiche wie die früheren.



1. Kapitel.

Gründung und Anfänge (1815–1820).

Der 24. November 1815 ist der Geburtstag der Stiftungsschule, oder, wie sie anfangs hieß, der Israelitischen Freischule von 1815. An jenem Tage versammelten sich im Hause Jakob Oppenheimers, eines angesehenen Hamburger Kaufmanns jüdischer Konfession, sechs andre namhafte Mitglieder der jüdischen Gemeinde, denen Oppenheimer mitteilte, daß ihm zum Besten der Gemeinde die Summe von 2000 £ übergeben worden sei, die mit den inzwischen fälligen Zinsen Bco ℳ 28963.8 betrug.*) Die Summe stammte aus der Hinterlassenschaft eines geborenen Hamburgers, Baruch Abraham Goldschmidt, der in London verstorben war, und war Jakob Oppenheimer durch den Bruder und Testamentsvollstrecker des Verstorbenen, Lion Abraham Goldschmidt, übermacht. Der Testamentsvollstrecker hatte den Wunsch geäußert, daß, um seinem Bruder ein dauerndes Andenken zu sichern, das Geld nicht in kurzer Zeit verausgabt, sondern davon eine Freischule für Kinder jüdischer Armen begründet werden solle, und zwar sollten Bco ℳ 8963.8 in den ersten drei Jahren aufgewandt, der Rest aber als ein unveräußerlicher Fonds aufbewahrt und nur die Zinsen dem Zweck der Schule gewidmet werden. Von der Hamburger jüdischen Gemeinde hoffte Oppenheimer, daß sie die Schule unterstützen werde.

Hier die Namen der Stifter: Jakob Oppenheimer, Adolph Embden, H. J. Bresselau, S. Assur, E. Michaelis, F. Wilda, S. J. Fränkel.

Private Unterredungen dieser Herren oder wenigstens einiger müssen vorhergegangen sein, denn E. Michaelis hatte schon einen Plan zur Errichtung einer solchen Schule entworfen, woraus er einiges vorlas. Er wurde aufgefordert, diesen Entwurf weiter auszuarbeiten, um ihn dann den übrigen zur Beratung vorzulegen.

Die Anwesenden, als sachkundige Männer, konstituierten sich vorläufig zu Vorstehern der zu gründenden Anstalt und beschlossen,

*) Eine Mark (ℳ) Courant = 1,20 Mk., eine Mark Banco = 1,50 Mk. Die Mark war eingeteilt in 16 Schillinge (ß), ein Schilling = 7½ Pfg. unsres Geldes. Wo nichts Besonderes bemerkt ist, sind Mark Courant gemeint.

um deren Bestätigung bei Einem Hochedlen Rate nachzusuchen. Noch in derselben Sitzung wurden einige Mitglieder beauftragt, sich »im Auslande« (d. h. außerhalb Hamburgs) wegen eines geeigneten Lehrers zu erkundigen.

Doch ehe ich weitergehe, muß ich über die Zustände, die die Errichtung einer jüdischen Freischule nötig machten, einige kurze Andeutungen geben.

In Hamburg sind Juden seit dem Ende des 16. Jahrhunderts nachweisbar, und ihre Zahl mag im Anfang des 19. Jahrhunderts etwa 7000 betragen haben. Sie bildeten mit denen Altonas und Wandsbeks zusammen eine Gemeinde. Einige lebten im Wohlstande, die meisten aber in grenzenloser Armut.

Die Gesetzgebung der deutschen Staaten schloß bis zur napoleonischen Zeit die Juden überall in enge Schranken ein. Die meisten Berufe waren ihnen verwehrt. Sie waren beschimpfenden und kränkenden Verordnungen unterworfen. An Bürgerrecht, an Erwerbung von Grundbesitz war nicht zu denken. Selbst vor gelegentlichen Wutausbrüchen des Pöbels waren sie nicht sicher, ja solche fanden noch nach der napoleonischen Zeit in manchen Städten, z. B. auch in Hamburg statt. An vielen Orten wurden sie überhaupt nicht geduldet, an andern nur in beschränkter Zahl. Bekannt ist, daß selbst Moses Mendelsohn, obgleich zu seiner Zeit einer der geachtetsten Schriftsteller Deutschlands, in der Hauptstadt des philosophischen Königs von Preußen nur dadurch gegen Ausweisung gesichert war, daß er offiziell als Angestellter eines reichen jüdischen Fabrikanten galt.

Bedeutende Männer erhoben im Zeitalter der Aufklärung ihre Stimme zu gunsten der entrechteten Juden. Auch tat die Gesetzgebung einiges zur Linderung ihres Loses, allen voran Kaiser Joseph II. durch sein Toleranzedikt von 1782. Ein wirksamer Eingriff in die verrotteten gesetzlichen Zustände aber geschah erst durch Napoleon. In einem großen Teil Deutschlands erfolgte die beinahe völlige Gleichstellung der Juden. So in Preußen, wo Hardenberg mutig für sie eintrat, im Königreich Westfalen und in Baden unter dem edlen Großherzog Karl Friedrich. Hamburgs Einverleibung in das französische Reich im Jahre 1811 kam auch den Juden zugute. Aber es war nur ein kurzer Lichtblick. Sofort nach der Beseitigung der Franzosenherrschaft beeilte man sich, die Juden ihrer Rechte wieder zu berauben, obgleich die deutsche Bundesakte die Aufrechthaltung dieser Rechte aussprach. Leider taten die republikanischen Hansestädte es in der Unduldsamkeit den meisten deutschen Staaten zuvor, auch Hamburg, wo die Juden im 18. Jahrhundert es ver=

hältnismäßig gut gehabt hatten. Doch ist zu bemerken, daß der Senat gern die Juden begünstigt haben würde, wenn die Bürgerschaft es zugegeben hätte. Auch die beiden leitenden Minister Hardenberg und Metternich sprachen in einem besondern Schreiben den Hansestädten ihr Mißfallen an der ungerechten Behandlung der Juden aus. Aber alles war umsonst. Hamburg war seit alters der Sitz religiöser Engherzigkeit, die auch Calvinisten und andre »Ketzer« am liebsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte. Und zu der religiösen Unduldsamkeit gesellte sich der zünftlerische Konkurrenzneid. Während man in den meisten deutschen Staaten den Juden wenigstens eine beschränkte Gleichberechtigung einräumte, machte man in Hamburg die ganze napoleonische Gesetzgebung rückgängig.

Die Lage der ärmeren Juden Hamburgs war unter diesen Umständen fast hoffnungslos. In dumpfer Teilnahmslosigkeit lebten sie dahin, ohne den Gedanken einer Besserung ihres traurigen Zustandes. Was der Besserung vor allem hinderlich war, war der Umstand, daß sich die in fast gänzlicher Unwissenheit aufwachsenden jungen Menschen in überwiegender Zahl dem Stande der Trödler und Hausierer zuwandten, einem Stande, der ihnen für ihre geistige Hebung keine Aussicht gewährte. Ein Handwerk zu ergreifen, fehlte ihnen einerseits die Vorbildung, andrerseits bestanden gesetzliche Schranken. Der eigentliche, geachtete Handel stand nur den einigermaßen Begüterten offen, zum wenigsten hätten dazu Schulkenntnisse gehört. Die Möglichkeit, sich fern von ihrer Heimatstadt, »im Auslande«, d. h. in einem weniger engherzigen deutschen Bundesstaate eine Existenz zu begründen, lag ganz außerhalb des Gesichtskreises der meisten.

Um nun die Bildungszustände, wie sie bei den Juden herrschten, zu begreifen, müssen wir einen flüchtigen Blick auf das damalige Hamburger Unterrichtswesen überhaupt werfen. Besonders bezeichnend für jene Zeit ist die große Buntscheckigkeit der Schulen, ihre außerordentlich große Zahl bei natürlich entsprechender Kleinheit, der Mangel an festen Normen, namentlich aber die Gleichgültigkeit des Staats in Schulangelegenheiten, ein Mangel, der jedoch mehr als ausgeglichen wurde durch die große, uns heute kaum glaublich erscheinende Rührigkeit der Privatpersonen, die mit ihrer Opferwilligkeit oft ein tiefes Verständnis und große Sachkenntnis vereinigten. Dieser lobenswerte Gemeinsinn war in Hamburg althergkömmlich. Als 1683 ein menschenfreundlicher Geistlicher, Paßmann, mit Hülfe reicher Bürger die nach ihm benannte Armenschule ins Leben rief, durch die Hamburg früher als die meisten andern Städte seine Pflicht gegenüber den Armen abzutragen den

Anfang machte, da war die Teilnahme der Bevölkerung so groß, daß die Tischler umsonst an dem Schulgebäude arbeiteten und die Schmiede unentgeltlich das Eisenwerk lieferten (Rüdiger, Geschichte des Hamburgischen Unterrichtswesens, S. 48).

Eine Verpflichtung für die Eltern, ihre Söhne zur Schule zu schicken, bestand nicht. Auch die Grenze des schulfähigen Alters war nicht bestimmt. Im allgemeinen traten die Kinder früh, oft schon mit fünf Jahren, in die Schule und verließen sie früher als jetzt. Knaben und Mädchen, besonders kleinere, wurden oft zusammen unterrichtet. Die tägliche Schulzeit war lang, nach unsern Begriffen ungebührlich lang. Ferien fehlten fast ganz. Weitaus die meisten Schulen waren Privatschulen, geschäftliche Unternehmungen im vollen Sinne des Worts. Daneben gab es Kirchenschulen und einige verhältnismäßig gute Stiftungsschulen. Hingegen die Staatsschule war so gut wie gar nicht vertreten, nämlich nur durch die Gelehrtenschule des Johanneums, die übrigens damals unter dem verdienstvollen Direktor Gurlitt (1802—1827) in hoher Blüte stand und nicht nur den künftigen Gelehrten diente, sondern auch Realschulklassen für künftige Kaufleute und Gewerbetreibende enthielt. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß das Berechtigungs- und Examenswesen damals fehlte, in Hamburg noch mehr als anderswo. Entbehrte doch selbst das Johanneum damals und noch viele Jahre nachher des Abiturientenexamens.

Für die Armen sorgten einige Stiftungsschulen, unter denen die Paßmannsche und die Rumbaumsche seit Ende des 17. Jahrhunderts sich rühmlich hervortaten. In der Hauptsache aber war das Armenschulwesen der Kirche überlassen. Die Aufsicht der Kirche ersetzte nur notdürftig die des Staates, die in Hamburg fehlte. Die Geistlichkeit sah streng auf Rechtgläubigkeit, kümmerte sich aber sonst um die Schulen nicht viel.

Von großer Bedeutung war der Privatunterricht. Er war gänzlich frei, jeder konnte einen Lehrer, was für einen er wollte, ins Haus nehmen und seine Kinder unterrichten lassen, wie und worin es ihm gefiel. Dieser Unterricht unterstand keiner Aufsicht.

Wo die allgemeinen Verhältnisse so lagen, wird man sich nicht wundern, daß die Juden in Schulsachen sich einer weitgehenden Freiheit erfreuten, andrerseits aber auch bei der Behörde keine Förderung fanden. Der Unterricht war ihre eigene Angelegenheit, und soweit eine Behörde darüber zu sagen hatte, war es nicht etwa die staatliche, sondern der Gemeindevorstand, der überhaupt damals nicht nur religiöse, sondern auch bürgerliche Befugnisse ausübte.

Das jüdische Bildungswesen lag überall in Deutschland sehr darnieder, wie das bei der Armut der Juden kaum anders sein konnte, und in Hamburg war auch noch die drückende französische Herrschaft und die furchtbare Belagerung hinzugekommen. Zwar gab es seit 1805 eine jüdische Armenschule. Es war dies die noch heute bestehende Talmud=Tora, jetzt eine Realschule. Allein erstens diente diese, wie schon ihr Name sagt (er bedeutet: Lehre des Gesetzes) in erster Linie dem Zwecke des religiösen Unterrichts. Nur Schreiben, Lesen, Rechnen und wenig Deutsch wurde neben dem Hebräischen gelehrt. Die bürgerlichen Kenntnisse beschränkte man sogar mit voller Absicht auf das unumgänglich Notwendige, um nicht neuen Ideen den Einlaß zu gewähren und den angestammten Glauben zu gefährden.*) Männern von der Geistesrichtung eines Jakob Oppenheimer oder Michaelis war mit dieser Schule nicht gedient. Hätten sie sich aber auch mit ihr zufrieden geben wollen, so war die Talmud=Tora immer noch viel zu klein und zu arm.

Es gab einige jüdische Privatschulen. Haarbleicher a. a. O. S. 36 zählt deren mehrere auf, und andere lernen wir aus den Schülerverzeichnissen unsrer Schule kennen, die bei den einzelnen Schülern die Schule, die sie vorher besucht haben, angeben. Für die ärmeren Schüler aber waren diese Privatschulen jedenfalls zu teuer. Deshalb konnten in einem Augenblick der Entmutigung (24. März 1816) die Stifter der Israelitischen Freischule die Frage aufwerfen, ob es angesichts der unzureichenden Mittel nicht richtiger sei, eine Anzahl Kinder für ein Schulgeld von 15 ℔ in christliche Schulen zu schicken und ihnen den Unterricht in der jüdischen Religion und hebräischen Sprache nebenher zu erteilen. Ferner werden wir noch sehen, daß an jüdischen Lehrern, wenigstens solchen, die auch für die profanen Fächer ausreichten, ein großer Mangel herrschte.

Die Wohlhabenden ließen vermutlich ihren Kindern in der Regel Privatunterricht erteilen, der ja überhaupt, und nicht nur in Hamburg, während des Zeitalters der Aufklärung und noch später eine ganz andere Bedeutung hatte als jetzt. So wissen wir z. B. von Anton Rée, daß er in seiner Jugend, während er das Johanneum besuchte, zugleich den Unterricht eines Hauslehrers genoß, der ihn streng nach Rousseauschen Grundsätzen erzog und ihn später auch auf die Universität begleitete. Manche jüdische Kinder mögen auch christliche Schulen besucht haben. Auch das

*) Vgl. Dr. J. Goldschmidt, Geschichte der Talmud=Tora=Realschule in Hamburg, 1905, S. 12.

Johanneum stand, seit Gurlitt Direktor war, den Juden offen. Was aber die Ärmeren betrifft, so ist kaum zu bezweifeln, daß viele, um nicht zu sagen die meisten, ganz oder so gut wie ganz ohne Unterricht aufwuchsen, oder daß sie doch nur die notdürftigste religiöse Unterweisung empfingen, sei es durch ihre Eltern, sei es durch gelegentlich auftauchende jüdische Privatlehrer. Solche bezog man damals mit Vorliebe aus Polen. Daß diese Leute ihren Schülern nicht viel beibringen konnten, ist klar, da sie in allem, was nicht zur jüdischen Religion gehörte, völlig unwissend waren. Bei solchen Zuständen ist es nicht zu verwundern, daß man noch vor gar nicht langer Zeit unter den Juden alte Leute, besonders Frauen antraf, die nicht deutsch, sondern nur hebräisch lesen und schreiben konnten.

In diese Lücke sprang nun, wenn auch zunächst mit unzureichenden Mitteln, die Israelitische Freischule ein.

Dabei verfolgte sie aber von vornherein eine besondere Richtung. Ich habe schon erwähnt, daß der streng konservative Geist, der in der Talmud=Tora herrschte, den Stiftern der neuen Schule nicht zusagte. Man darf aber darum nicht etwa glauben, sie seien in religiöser Beziehung gleichgültig gewesen, vielmehr hatten sie sehr bestimmte religiöse Ziele.

Der Zweck der Schule von vornherein war die Erziehung jüdischer Knaben in einem freieren Sinne. Darunter verstand man früher einen freieren kirchlichen Standpunkt. Diese Worte Anton Rées (in einem 1874 verfaßten Bericht über den Prozeß zwischen dem Schulvorstande und dem Vorstande der Deutsch=Israelitischen Gemeinde) treffen den Nagel auf den Kopf. Die Stifter hatten einen kirchlichen Standpunkt, wenn auch einen freieren. An eine konfessionslose oder an eine Simultanschule dachten sie nicht, konnten sie auch, wie damals die Dinge lagen, unmöglich denken.

Auch an den Juden war die Zeit der Aufklärung nicht spurlos vorübergegangen. Seit Moses Mendelsohn durch sein Beispiel gezeigt hatte, daß man ein überzeugter Jude und doch zugleich im vollen Besitz der deutschen Bildung sein konnte, hatte sich unter den Juden eine Partei gebildet, die, ohne mit dem angestammten Kultus zu brechen, doch diesen den Aufforderungen der Zeit entsprechend umgestalten wollte. In der langen Zeit der Abschließung hatten die Juden sich auch ihrerseits abgesondert, hatten den Nachdruck auf solche Formen gelegt, durch die sie sich von den Nichtjuden schieden. Die Anhänger der Reform empfanden mehr oder weniger klar, daß die Juden, um als vollberechtigte Mitglieder in die Gemeinschaft der Deutschen einzutreten, von ihren Besonderheiten einen Teil

opfern müßten. Einige gingen soweit, daß sie die Sabbatfeier, um den Erfordernissen des bürgerlichen Lebens entgegenzukommen, auf den Sonntag verlegen wollten. Davon kam man freilich wieder zurück. Mit desto größerer Entschiedenheit aber forderte die Reformpartei eine mehr deutsche und mehr moderne Gestaltung des öffentlichen Gottesdienstes. Ihnen widerstrebten die fanatischen, verwilderten Bräuche, die in der Zeit des Drucks sich eingebürgert hatten und durch osteuropäische Juden, die vom Deutschtum keinen Begriff hatten, aber wegen ihrer Talmudkenntnis auch den deutschen Juden als Rabbiner für unersetzlich galten, mit Starrsinn festgehalten wurden. Dem gegenüber verlangten sie deutsche Gebete neben den hebräischen, Predigten in gebildeter Sprache, Gebrauch der Orgel und eines künstlerischen Gesangs, die bisher in der Synagoge keine Stelle hatten, Milderung der Speisegebote. Es versteht sich aber, daß diese Bestrebungen auch heftigem Widerstand begegneten. Die sogenannten Orthodoxen, stark durch die Kraft, die im starren Festhalten an einem Prinzip immer liegt, wandten ein, daß, wenn man erst einmal an den hergebrachten Formen rüttle, man bald nicht mehr werde sagen können, wo man aufhören solle. Auch konnten sie sich mit einigem Recht darauf berufen, daß manche aus den Reihen der Reformfreunde sich wirklich mit der Zeit dem Judentum innerlich und äußerlich entfremdeten und zum Christentum übertraten, wozu grade manche der hervorragendsten Geister gehörten.

Die Israelitische Freischule steht in ihren ersten Jahrzehnten im engsten Zusammenhange mit der Reformpartei, mit der Tempelpartei, wie sie in Hamburg hieß. Unter den Stiftern der Schule scheint Adolph Embden derjenige gewesen zu sein, der am eifrigsten für die rituellen Neuerungen sich einsetzte. Als er zu Anfang des Jahres 1822 das Präsidium des Schulvorstandes niederlegte, empfahl er in seiner Abschiedsrede, in den Vorstand einen Mann zu wählen, der bei der Spaltung der Parteien in der Mitte stehe, um die Schule nicht zu gefährden. Wiewohl nicht alle so im Vordergrund des Kampfes standen, teilten doch die übrigen Stifter unfraglich seine Gesinnung. Diese Männer waren von reiner, selbstloser Gesinnung getragen, und sie hielten sich fern von jedem Fanatismus. Deshalb hat auch der religiöse Einschlag dem innern Leben der Schule nie zum Schaden gereicht. Denn echte Religiosität, das lehrt die Geschichte der Pädagogik überall, hat stets auf den Unterricht befruchtend gewirkt. Kley verwahrt sich in seiner Geschichte der Stiftungsschule dagegen, daß den Kindern in der Schule der dogmatische Teil der Religionslehre gegeben werde, dieser gehöre für

die Kirche. Ebenso wenig solle die Schule sich mit dem Ceremonial=gesetz befassen, dieser Teil sei für das Haus, wo er durch Anschauung und lebendiges Beispiel sich wirksam mitteile; die Schule würde, bei der Verschiedenheit in der Praxis der Familienhäuser, eine un=heilbare Verwirrung anrichten, Schule und Haus noch mehr in Widerspruch bringen, als es leider ohnehin schon geschehe, wenn sie sich hier eine Stimme anmaßen wollte. Was einzig in die Schule gehöre, das sei das Ethische an der Religion: Erkenntnis und Liebe zu Gott solle die Schule wecken, seine Gebote solle sie verstehen lehren; die Schüler sollen Tugend und Sittlichkeit als das wahre Leben, Genügsamkeit als den einzigen Reichtum, Tätigkeit und Wohltun als den schönsten Gottesdienst betrachten lernen.

Da dieselbe religiöse Richtung damals auch im Gemeinde=vorstand das Übergewicht hatte, so bestand auch mit diesem ein freundschaftliches Verhältnis, im Gegensatz zur Talmud Tora, die mit dem Gemeindevorstand manchen Strauß auszufechten hatte. Gleichwohl war die Schule nie eine Gemeindeschule, gehörte also nicht zu jener Gattung, die bei den Christen durch die Kirchenschulen vertreten war. Sondern sie war von Anfang an und immer eine Stiftungsschule und reihte sich damit jener Gruppe ein, die in Hamburg durch die Paßmannsche und die Rumbaumsche Schule seit lange in rühmlicher Weise vertreten war. Eine Stiftungsschule ist weder staatlicher noch privater Natur. Sie ist nicht staatlich, denn sie wird unterhalten aus privaten Mitteln. Sie ist aber trotzdem keine Privatschule, denn sie dient nicht Erwerbszwecken, ist kein geschäftliches Unternehmen. Sie geht hervor aus der Wohltätigkeit von Stiftern, die gewöhnlich durch sie eine bestimmte Tendenz, eine pädagogische oder soziale Idee zum Ausdruck bringen wollen, was ja bei den Staatsschulen gar nicht, bei den Privatschulen nur aus=nahmsweise möglich ist. Die Tendenz war in diesem Falle, die Kluft zwischen den Konfessionen zu beseitigen und zu diesem Zwecke den Juden eine nicht bloß jüdische, sondern allgemein bürgerliche Bildung mitzugeben. Dieser Tendenz ist die Schule treu geblieben, bis das Ziel erreicht worden ist. So viele äußere und innere Wandlungen sie durchgemacht hat, so läßt sich dieser grundsätzliche Gedanke überall nachweisen.

Nach der konstituierenden Versammlung vom 24. November 1815 nahm die Sache nun rasch ihren Fortgang.

Schon in der zweiten Sitzung (21. Dezember) konnte ein junger jüdischer Gelehrter, Dr. Raphael Hanno, als Oberlehrer vorgeschlagen werden. Mit diesem trat man jetzt in Unterhandlung, doch wollte

man ihn vorsichtshalber zunächst nur auf ein halbes Jahr anstellen. Zwei Mitglieder erhielten den Auftrag, mit Emanuel Wessely zu verhandeln, den man als Unterlehrer in Aussicht nahm. Er stammte aus einer sehr begabten Familie, sein Vater war als hebräischer Dichter bekannt.

Wir haben gesehen, daß schon in der ersten Sitzung Jakob Oppenheimer die Hoffnung aussprach, die Gemeinde würde einen Zuschuß bewilligen. Vorläufig wurde daraus nichts. Doch auch sonst war die Schule auf den Gemeindevorstand angewiesen, der, wie schon erwähnt, damals für die Juden eine Art Behörde war und Befugnisse ausübte, die jetzt zweifellos dem Staate zukommen. So konnte er auswärtigen Juden verbieten, sich in Hamburg niederzulassen, was zusammenhing mit der Pflicht der Unterstützung jüdischer Armer, die ihm oblag. »Er schrieb sich für jüdische Privatschulen ein ähnliches Konzessionsrecht zu, wie es über lutherische Schulen die lutherischen Geistlichen besaßen.«*) Die Stifter der Schule waren schon deshalb von ihm abhängig, weil sich die Notwendigkeit ergab, wohlhabende Gemeindemitglieder um freiwillige Beiträge anzugehen, weil ferner der ganzen Gemeinde die Errichtung bekannt gegeben und die Eltern aufgefordert werden mußten, ihre Kinder zu senden. Für diese Zwecke würde man sich heute der Zeitung bedienen. Aber die weitaus meisten Juden Hamburgs lasen damals keine Zeitung. Um ihnen dergleichen mitzuteilen, gab es nur einen Weg, eine Bekanntmachung in den Synagogen. Der Gemeindevorstand, dem auch Adolph Embden angehörte, hatte nichts dagegen, doch erklärte er, seine Genehmigung nur erteilen zu können, wenn er durch einen Brief förmlich ersucht werde, zur Errichtung der Schule seine Einwilligung zu geben. Dies geschah, wobei jedoch die Stifter sich ausdrücklich vorbehielten, daß die Einrichtung der Schule lediglich ihnen überlassen bleiben müsse.**) Darauf konnte schon nach zwei Tagen, am 17. Mai 1816, der Präses Jakob Oppenheimer seinen Kollegen die an ihn gerichtete Antwort mitteilen. Sie lautete:

> Die Vorsteher haben aus Ihrem Schreiben vom 15. ds. mit besonderem Vergnügen erfahren, daß Sie im Begriff sind, eine Israelitische Freyschule zu errichten. Dieses lobenswerte Werk überzeugt sie neuerdings, wie vielfach Sie durch Ihre menschenfreundliche Gesinnung veranlaßt werden, der Gemeinde nützlich zu seyn, und sie genehmigen daher gerne die Errichtung besagter Freyschule,

*) So Rée in dem erwähnten Bericht vom Jahre 1874.

**) Der Brief ist mitgeteilt bei Kley S. 8.

da sie einer so würdigen Leitung wie die Ihrige und Ihrer Herren Collegen anvertraut ist. Die Vorsteher finden sich zugleich veranlaßt, die löbliche Direction darauf aufmerksam zu machen, daß es notwendig sei, in der Gründung besagter Freyschule dafür zu sorgen, daß auch die künftigen Directionen nie von den moralischen und religiösen Grundsätzen der Ihrigen abweichen können.

Ihr Gesuch wegen Bekanntmachung des Anschlags in den Tempeln*) ist bewilligt, und wird nächsten Sonnabend auch in Ausführung gebracht werden.

Genehmigen Sie die Versicherung der vollkommensten Hochachtung

Philipp Schlesinger
Präses der Vorsteher der Israelitischen Gemeinde.

Hierauf ging alles sehr rasch, dank der großen Rührigkeit der Stifter, die häufig zusammenkamen und überall tätig eingriffen. Schulräume waren schon im April auf ein Jahr gemietet worden, am Altonaer Tor, wie wir aus einem spätern Protokoll erfahren. Lehrmittel und Bücher wurden besorgt. Die Zahl der aufzunehmenden Schüler ward vorläufig auf höchstens 50 festgesetzt. Sie sollten Kleidung erhalten, und zwar eine Art Uniform. Mit Dr. Hanno und Wessely ward man einig. Ersterer wurde mit 1200 ℳ angestellt, letzterer mit 1000 ℳ nebst 100 ℳ Wohnungszuschuß. Diese Gehälter entsprachen ungefähr den damals üblichen Sätzen. Man vertröstete Dr. Hanno, der 1500 ℳ wünschte, auf den Fall, daß die Gemeinde einen bedeutenden Zuschuß leiste.

Am 15. Juni konnte der Versammlung mitgeteilt werden, daß die Schulräume bereits in Ordnung seien. 30 Knaben hatten sich bisher gemeldet und hatten Kleidung erhalten. Am nächsten Tage, einem Sonntag, fand in Gegenwart der Stifter, der Lehrer und des Gemeindevorstands die feierliche Einweihung statt.

Am 22. Juni wird berichtet, der Unterricht habe begonnen, und alles lasse sich gut an. Die Kinder zeigten sämtlich Fleiß, die Lehrer waren zufrieden.

Die Vorstandssitzungen sollten vorläufig jede Woche stattfinden. Das Protokoll verzeichnet aber erst am 7. November 1816 wieder eine Sitzung. Daß die Stifter 4½ Monate nicht zusammengetreten seien, ist ganz undenkbar. Vielmehr ist anzunehmen, daß in dieser Zeit keine Beschlüsse von allgemeinerem Interesse gefaßt und deshalb kein Protokoll geführt worden sei. Vom November ab finden wir wieder häufigere Sitzungen. Am 20. November 1817 wird be-

*) Gemeint sind die Synagogen. Einen Tempel im spätern Sinne gab es damals in Hamburg nicht, geschweige denn mehrere Tempel.

schlossen, alle sechs Wochen zusammenzukommen. An diesen Beschluß hat man sich aber nicht gehalten, die Sitzungen waren bald seltener, bald häufiger.

Zu den Gegenständen der Beratung gehörte zunächst das Schulgebäude. Dieses war im Verhältnis zu teuer. Wieviel die Miete betrug, erfahren wir nicht, da im Protokoll für die Summe ein Platz freigelassen und aus Versehen nicht ausgefüllt worden ist. Man wünschte auch die Zahl der Kinder zu vermehren, und man wollte nicht nur ganz arme aufnehmen, sondern auch Söhne von etwas bemittelten Eltern, die nicht die Uniform tragen sollten und für die ein kleines Schulgeld gezahlt würde. Dieser Plan wurde alsbald verwirklicht. Nach Ausweis des ältesten Schülerverzeichnisses gab es unter den ersten 90 Schülern 17 zahlende. Das Schulgeld betrug in der Regel 30 ß, bei wenigen 40 ß.

Eine neue Räumlichkeit fand man in der Roten Pforte (in der Schlachterstraße). Die Übersiedlung erfolgte im April 1817. Hier ist die Schule dann geblieben, bis sie ein eigenes Gebäude erwarb. Bald darauf erhielt der Schuldiener (nach damaligen Sprachgebrauch der Custos) im Schulgebäude eine Wohnung, damit er die Zöglinge besser beaufsichtigen könne.

Um das Schülermaterial der ersten Zeit kennen zu lernen, habe ich das erste Schülerverzeichnis genauer durchmustert. Es ist dies ein schöner Quartband, mit gutem Papier, vortrefflich erhalten. Der Rücken trägt den Titel: »Verzeichnis der Kinder der Israelitischen Freischule von Juny 1816 bis April 1820.« Das Buch enthält die ersten 90 Schüler. Es gibt von jedem Schüler an: den Namen, das Alter, den Namen des Vaters, die Klasse, in die er eingetreten ist, die Wohnung, den Tag der Aufnahme, den der Entlassung; ferner ob für ihn Schulgeld bezahlt wird, ob Kleidung, ob Essen, ob Bücher und Schreibmaterialien ihm von der Schule geliefert werden. Eine letzte Rubrik enthält Bemerkungen. Der untere Teil der Seite ist für Zeugnisse bestimmt, aber nur zum geringsten Teil benutzt. Ferner findet sich bei den meisten Schülern ein Abgangszeugnis (das jedoch bei den spätern meistens fehlt), bei manchen auch Bemerkungen über ihre spätern Schicksale.

Dieses Verzeichnis würde wertvoller sein, wenn alle Eintragungen sogleich erfolgt wären. Daß dies aber nicht der Fall ist, ergibt sich daraus, daß die Eintragungen, wie die Handschrift beweist, sämtlich von Dr. Kley gemacht sind, der erst Oktober 1817 eintrat. Auf Grund welcher Daten er die vor seinem Eintritt aufgenommenen Schüler eingetragen hat, weiß ich nicht. Ich habe aber Grund zu

vermuten, daß das Verzeichnis nicht ganz vollständig und überhaupt, was die ersten Schüler betrifft, nicht sehr zuverlässig ist.

Die Sitzungsberichte geben unterm 15. Juni an, daß 30 Schüler aufgenommen seien. Nach dem Schülerverzeichnis dagegen wäre vor dem 15. Juni überhaupt noch keiner aufgenommen, wohl aber eine Anzahl am 16. Juni. Jedoch sind dies nicht 30, sondern nur 22. Sonderbar ist auch, daß diese nicht die Schulnummern 1—22 erhalten haben, sondern mitten zwischen ihnen stehen 14 andere, die erst am 25. April 1817 eingetreten sind, und gar einer vom 16. Juni 1817. Zwischen dem 16. Juni 1816 und dem 25. April 1817 wäre nach dem Schülerverzeichnis überhaupt kein Schüler aufgenommen, was rein unglaublich ist. Erst mit Kleys Eintritt kommt Ordnung in diesen Wirrwarr. Ich vermute, daß bei den ersten Schülern das Aufnahmedatum keinen Glauben verdient, sondern nach bloßer Vermutung oder rein willkürlich eingetragen ist. Ich vermute ferner, daß eine Anzahl Schüler überhaupt nicht verzeichnet sind. Vielleicht sind dies solche, die bei Kleys Ankunft die Schule bereits wieder verlassen hatten.

Am 17. Oktober 1819 wurde zuerst ein auswärtiger Schüler aufgenommen. Dies war nur mit besonderer Zustimmung des Gemeindevorstandes erlaubt, und nur gegen Bezahlung. Am 21. November 1819 wurde ein 13jähriger Galizier (aus Duglau) aufgenommen, auffälligerweise ohne Bezahlung.

Es war eine buntscheckige Gesellschaft, die sich nach dem 16. Juni 1816 unter der Aufsicht der beiden Lehrer Hanno und Wessely zusammenfand. Vor allem waren sehr verschiedene Altersklassen vertreten. Und zwar scheint man bei der Einordnung in die anfangs vorhandenen zwei Klassen auf das Alter gar keine Rücksicht genommen zu haben. Ich habe von den 90 ersten Schülern mir das Alter ausgezogen. Folgende Tabelle zeigt dieses.

Es traten ein im Alter von		Es traten ein im Alter von	
5½ Jahren	2 + 0 Schüler	10 Jahren	2 + 10 Schüler
6½ „	2 + 0 „	10½ „	2 + 0 „
7 „	2 + 2 „	11 „	4 + 4 „
7½ „	4 + 1 „	11½ „	7 + 1 „
8 „	3 + 13 „	12 „	4 + 3 „
8½ „	2 + 0 „	12½ „	3 + 1 „
9 „	1 + 4 „	13 „	2 + 3 „
9½ „	4 + 0 „	13½ „	0 + 2 „
9¾ „	0 + 1 „	14 „	1 + 1 „

Dabei habe ich die Schüler eingeteilt in solche, die vor dem Oktober 1817 (Ankunft Kleys) und nach diesem eingetreten sind. Die 90 Schüler zerfallen dann in zwei fast gleiche Gruppen: 45 sind vor Kleys Eintritt aufgenommen, 46 danach. Macht man diese Scheidung, so ergibt sich: die jüngsten Altersklassen (5½ und 6½ Jahre) gehören ausschließlich der frühern Periode an, nachher ist kein Schüler mehr vor dem 7. Jahr aufgenommen. Dagegen die 8—10jährigen Schüler gehören in der Mehrzahl der spätern Periode an. Es tritt also die Neigung hervor, keine allzu jungen Schüler aufzunehmen, wogegen man, wie es scheint, gegen ältere Knaben, selbst 13—14jährige, nichts einzuwenden hatte.

Ich sagte schon, daß man bei der Verteilung auf die Klassen wenig Rücksicht auf das Alter genommen zu haben scheint. Wir finden eine Anzahl von ganz kleinen Knaben, 6—8jährige, in der I. Klasse, wogegen 13jährige in der II. sitzen. Es kommt aber auch vor, daß ein Schüler, der sonst zur I. Klasse gehört, in einem Fach, z. B. im Rechnen, in der II. sitzt. Auch Zurückversetzungen kamen vor. So heißt es von einem Schüler (Nr. 10), der am 16. Juni 1816 mit 8 Jahren eintrat und in die I. Klasse kam: »Im Rechnen zur II. Klasse.« Nachher ist eingetragen: »Wegen vielen Versäumens ganz zur II. Klasse degradirt.« Unter der Rubrik Entlassung steht: »Den 1. May 1819 aus der Schule geblieben.« Und das Abgangs-zeugnis lautet kurz und bündig: »Hat nichts lernen wollen.« Dieser Schüler hat also schon mit 11 Jahren die Schule verlassen und schwer-lich nachher noch eine andere besucht, ein Fall, der nicht ver-einzelt steht.

Im allgemeinen jedoch pflegten die Knaben im Alter von 13—14 Jahren ins Berufsleben einzutreten. Einige blieben auch bis zu einem spätern Alter, bis zu 15 Jahren und drüber. Einer der besten Schüler (Nr. 53) trat mit 10 Jahren ein und blieb 6½ Jahre, die letzten 5½ in der I. Klasse. Nr. 30 trat mit 8½ Jahren ein und blieb 7 Jahre. Nr. 45 trat mit 11 Jahren ein, blieb 4¾ Jahre und ward dann, nachdem er 4¼ Jahre in der I. Klasse geweilt hatte, »auf das Johanneum abgegeben.« Auf das Johanneum kam auch Nr. 15, ein ausgezeichneter Schüler, der vom 7.—12. Jahre der Frei-schule angehört hatte. Andere tüchtige Schüler gingen auf bessere Privatschulen über. Ein mit 7 Jahren Aufgenommener (Nr. 50) blieb, wenn die Notiz richtig ist, 8 Jahre, war ein träger Schüler, »wurde nach gesetzlich abgelaufener Schulzeit von 6 Jahren (so) entlassen.« Nr. 63 war bei seinem Eintritt schon 14 Jahre alt und blieb 2¾ Jahre. Er war einer der besten Schüler. Merkwürdig ist auch der Fall

jenes jungen Galiziers, der mit 13 Jahren eintrat (Nr. 74), »ohne alle Kenntnis, aber mit großem Willen«, wie man das bei den ost=europäischen Juden, für die das Mittelalter noch immer nicht auf=gehört hat, auch heute noch nicht selten findet. Er ward in die III. Klasse aufgenommen (die Schule war im Jahre 1819 bereits auf drei Klassen angewachsen), blieb dann bis zum Alter von 17½ Jahren. Die Schlußbemerkung sagt: »Hat sich dem Unterrichtgeben gewidmet.«

Andrerseits gab es Schüler, die kaum einmal in die Schule hineinblickten. Da ist Nr. 75. Mit 9 Jahren tritt er ein, »völlig An=fänger.« Nur ein halbes Jahr blieb er, und die Abgangsbemerkung lautet: »Aus der Schule geblieben, ohne sich zu melden. — Sehr oft die Schule versäumt, meistenteils auf Veranlassung seiner Eltern; hat kaum lesen gelernt. Zum Rechnen zeigte er viel natürliche An=lage. Wahrscheinlich zum Kleinhandel übergegangen.« Dieser Knabe ist aller Wahrscheinlichkeit nach vor Ablauf des 10. Jahrs dem Unter=richt entzogen worden. Nr. 69 hat sich gar nur 14 Tage in der Schule aufgehalten, dann ist er ausgeblieben, ohne das Schulgeld zu bezahlen.

Je weiter nach hinten, desto lückenhafter werden die Angaben. Mehrfach fehlt das Datum der Entlassung, die Zeugnisse und Schluß=bemerkungen hören zuletzt ganz auf. Dennoch eröffnet dies ehr=würdige Buch mit seinen nie schematischen, immer ganz persönlich gehaltenen Zeugnissen und Notizen manchen Einblick in die sozialen Verhältnisse, die oft recht trauriger Art waren.

Wenn wirklich der Eifer im Beginn so groß war, wie die Lehrer in der ersten Freude erklärten, so muß er bald nachgelassen haben. Kley (S. 23) charakterisiert diese erste Zeit folgendermaßen: »Unregelmäßiger Schulbesuch, Mangel an Hausfleiß, Niedrigkeit, ja Roheit der Gesinnung, Unsauberkeit und Schmutz im Äußerlichen: diese Gebrechen fast aller Armenschulen waren hier um so schwerer zu heilen, als Eintritt wie Austritt völlig willkürlich geschah, und weder Schulzwang überhaupt, noch irgend ein andres Strafmittel als die innere Disciplin uns unterstützten.« Diese Schilderung wird durch das urkundliche Material, namentlich durch das Schüler=verzeichnis, vollauf bestätigt.

Die häufigste Klage ist die über Schulversäumnisse, die bald mit, bald ohne Willen und Wissen der Eltern geschahen. Wir müssen nie vergessen, daß es die Hefe der Bevölkerung war, aus der die Schule ihre Zöglinge empfing. In nicht wenigen Fällen wurden Knaben wegen vielfacher Versäumnis aus der Schule gewiesen, andre blieben willkürlich weg, besonders solche, für die ein Schulgeld

verlangt wurde. Wenn noch heute die halbjährlichen Zeugnisse als erste Rubrik »versäumte Stunden« aufweisen, so rührt dieser Brauch aus einer längst entschwundenen Zeit her, wo willkürliche Versäumnisse etwas Alltägliches waren und man den Fleiß eines Schülers ziemlich sicher nach der Zahl der versäumten Stunden beurteilen konnte.

An noch schlimmern Erscheinungen fehlte es nicht. Da ist Nr. 60. »Trägheit ist sein Charakter«, heißt es in seinem ersten Zeugnis, und die Abgangsnotiz lautet: »Von glücklichen Anlagen, aber durchaus ein Taugenichts; hat die Schule höchst unregelmäßig besucht, auf der Straße Betteley getrieben und sich öfters des Diebstahls in und außer der Schule schuldig gemacht. Wenig gelernt.« Später kommt ein Nachtrag: »Hat bei seinem Meister ebenfalls gestohlen und ist ins Gefängnis gekommen.« Noch mehr gibt es zu denken, wenn von einem guten, fleißigen und gesitteten Knaben (Nr. 25) dennoch die Schlußbemerkung lautet: »Ohne sich zu melden aus der Schule geblieben.« Und dieser Knabe war erst 12 Jahre alt. Was für traurige häusliche Verhältnisse läßt diese kurze Notiz ahnen! Ein andrer (Nr. 28) trat mit 8 Jahren ein und blieb 3 Jahre. Von diesem heißt es: »Etwas gelernt; seine moralische Aufführung schlecht; oft lieblos gegen seinen blinden Vater; diesen in der Stadt zu führen, hat er die Schule verlassen.«

Seltsam ist der Fall des Schülers Nr. 36. Gegen 14 Jahre alt, wird er von Dr. Kley ins Haus genommen, offenbar als Bursche, besucht jedoch nebenher die Schule noch weiter. Nach einem halben Jahr ist er, nachdem er in seiner Stellung sich schlecht bewährt hatte, wieder ganz in die Schule eingetreten, wiewohl schwerlich aus Wissensdrang, denn er »hat dann meist versäumt, ist trotz aller Vorladungen nicht erschienen; den 5. September wurde er als ausgetreten betrachtet. — Ist Zigarrenarbeiter geworden. Sein Name wurde auf die Schandtafel gesetzt.« Ebenso wunderlich, jedoch erfreulicher, ist der Bildungsgang des Schülers Nr. 51. Dreizehnjährig wurde er, ein guter Schüler, aus der Schule genommen, weil der Vater ihn in seinem Geschäfte brauchte. Nach 2½ Jahren trat er wieder ein und blieb dann noch fast 1 Jahr. Man sieht, in diesen Zeiten, wo ein Gesetz über den Schulbesuch nicht bestand, kamen sonderbare Unregelmäßigkeiten vor.

Mit der Entlassung hielt die Schule ihre Aufgabe noch nicht für erledigt. Die Stifter waren auch eifrig bemüht, den Entlassenen anständige Stellen zu verschaffen. Wir haben schon gesehen, wie schwer es in Hamburg den Juden gemacht wurde, sich dem

Handwerk zu widmen. Trotzdem gaben die Lehrer und die Vorsteher ihre hierauf gerichteten Bemühungen nicht auf. Sie stießen aber auf große Hindernisse, nicht nur bei den Meistern, sondern auch bei unvernünftigen Eltern. Bei einem Schüler (Nr. 39), der als überaus fleißig und gesittet gerühmt wird, heißt die Schlußbemerkung: »Beym Gelbgießer in die Lehre gekommen, aber nur einige Wochen da geblieben, nachher zum Kleinhandel.« Durch wessen Schuld, wird nicht gesagt. Ein andrer (Nr. 29) tritt am 22. Februar 1820 aus und kommt zu einem Tischler in die Lehre. Nach wenigen Wochen erfahren wir: »Ohne seine Schuld wieder aus der Werkstatt gewiesen; hat hin und wieder die Schule besucht; Johanny 1820 Zigarrenarbeiter geworden.« Gewöhnlich blieb solchen Knaben nach dem verfehlten Anlauf keine andre Zuflucht als der Kleinhandel, zum schmerzlichsten Bedauern der Stifter, die damit ihren Zweck vereitelt sahen. Doch gab es auch Schüler, die eine bessere Stellung erlangten.

Die meisten Schüler mußten auch mit Kleidung versehen und gespeist werden. Ein Teil der Last wurde jedoch der Schule bald abgenommen durch den im Jahre gebildeten Wohltätigen Frauenverein, der sich besonders die Bekleidung der bedürftigen Schüler zur Aufgabe machte. Im Oktober 1819 übernahm er die Bekleidung der vorhandenen 40 bedürftigen Schüler. Diese segensreiche Tätigkeit übt er noch heute. Da ihm aber bald größere Geldmittel zuflossen, so verwendete er diese, um entlassene Schüler bei Handwerkern, sei es in Hamburg, sei es außerhalb, unterzubringen. Diesen Teil seiner Tätigkeit nahm ihm seit 1823 der Hamburger Israelitische Gewerbeverein ab, und der Wohltätige Frauenverein konnte seitdem die ihm nach Bekleidung von 50—60 Kindern noch übrig bleibenden Gelder dazu verwenden, um Kinder, die zu Hause kein gutes Vorbild hatten, bei andern Familien in Kost zu geben. Ohne dem Schulvorstand untergeordnet zu sein, steht dieser Verein auch heute noch mit der Schule in der engsten Verbindung.

Wir wenden uns nun zu den äußern Schicksalen der Schule zurück. Mit dem Oberlehrer Dr. Hanno hatte man keine glückliche Wahl getroffen. Schon nach 3/4 Jahren kam es zu einem Zerwürfnis. Der Vorstand lud Dr. Hanno zu seiner Sitzung am 19. März 1817 ein und bedeutete ihm, daß bis jetzt die Schule im ganzen nicht den Erwartungen entsprochen habe. Besonders war der Vorstand ungehalten, daß der Oberlehrer eigenmächtig den Religionsunterricht abgeschafft hatte. Dagegen forderte Dr. Hanno Erhöhung seines Gehalts und freie Wohnung nebst Feurung im Schulgebäude. Da

man sich nicht einigen konnte, kündigte er einige Tage darauf seine Stellung für den nächsten Winter. Der Vorstand trat darauf in Briefwechsel mit einem jungen Manne in Berlin, Dr. Eduard Kley, der sich als Förderer der freisinnigen Bewegung im Judentum schon einen gewissen Ruf erworben hatte. Dieser wurde am 4. Juni 1817 mit einem Gehalt von 1500 ℳ angestellt. Am 24. September verließ Dr. Hanno die Anstalt. Er erhielt später, nachdem er zum Christentum übergetreten war, eine Professur in Heidelberg. Am 12. Oktober wurde Dr. Kley feierlich in sein neues Amt eingeführt.

Kley war 1789 zu Wartenburg in Schlesien geboren. Er hatte sich nach Vollendung seiner Studien in Berlin als Hauslehrer betätigt, unter anderm als Erzieher des späteren Dichters Michael Beer, des Bruders von Meyerbeer.*)

Es war, wie die Dinge lagen, unfraglich eine sehr glückliche Wahl. Die Frage der Kultusreform stand im Vordergrunde, und man konnte als Oberlehrer nur einen Mann gebrauchen, der hierin sich mit dem Vorstand eins wußte. Dies war bei Dr. Kley der Fall. Er war ein guter Kanzelredner, und seine liturgischen Dichtungen sind nicht ohne Verdienst. Was seine Lehrbefähigung betrifft, so hat er sich die Liebe seiner Schüler gewiß zu erwerben gewußt, noch nach Jahrzehnten wurde seiner mit Wärme gedacht. Ob er auch im gleichen Grade zu imponieren wußte, ist allerdings fraglich. Jedenfalls nahm er seine Aufgabe von Anfang an sehr ernst.

Die Reformpartei, durch Kleys Eintreffen neu gestärkt, schritt auch in Hamburg zur Errichtung eines Tempels, der schon am 18. Oktober 1818, am Jahrestage der Völkerschlacht, eingeweiht werden konnte, und an dem Kley als Prediger angestellt ward. Durch diese Personalunion traten die Israelitische Freischule und der Tempel in ein enges Verhältnis. Die Tempeldirektion erbot sich bald darauf, ihre neben dem Tempel noch vorrätigen Zimmer der Freischule für ihre Unterrichtszwecke zu vermieten. Dies würde eine Ersparnis von wenigstens 100 ℳ jährlich für die Schule bewirkt haben. Jakob Oppenheimer war dagegen, er meinte, man müsse zunächst das Bestehen des neuen Tempels abwarten, und die Sache ward vertagt, zum Ärger Kleys. Dieser hatte bisher eine Wohnung im Schulhause, die ihm aber nicht standesgemäß schien. Er erklärte nun seine Absicht, auf jeden Fall die Schulwohnung zu verlassen und die neue, ihm im Tempelgebäude angebotene zu beziehen,

*) Vgl. Dr. H. Jonas, Lebensskizze des Herrn Dr. Eduard Kley. Hamburg 1859. Diese kleine Biographie verfaßte Jonas, der Kleys Nachfolger als Prediger war, zu dessen 70. Geburtstag.

und er hätte schon deshalb die Verlegung der Schule gern gesehen, um die Schüler stets unter Augen zu haben. Bald legte er auch seine Rechenstunden nieder, weil sein neues Amt ihm dazu keine Zeit ließ. Er übergab diese Stunden einstweilen einem Lehrer für seine eigene Rechnung, bis die Finanzen dessen Anstellung seitens des Vorstandes gestatten würden. Der Vorstand klagte bald darauf (15. Mai 1819), daß der Oberlehrer mehrmals in der Schule nicht angetroffen worden sei, aber Kley erwiderte, das sei eine natürliche Folge davon, daß man seine und der Tempeldirektion Vorschlag zurückgewiesen habe.

Obgleich somit das Herz des Oberlehrers zwischen der Schule und dem Tempel geteilt war, kam es doch nicht zu ernstlichen Zerwürfnissen zwischen ihm und dem Vorstande. Dies gewiß schon deshalb nicht, weil der Vorstand, wenigstens seiner Mehrzahl nach, an dem Tempel und Kleys religiösen und liturgischen Bestrebungen eifrigen Anteil nahm. Dagegen hatte die Schule mit dem Unterlehrer weniger Glück. Dieser scheint ein pflichttreuer und geschickter Lehrer gewesen zu sein, aber seine Gesundheit ließ zu wünschen übrig. Jakob Opppenheimer beantragte daher (15. Mai 1819), ihn mit einer auf drei Jahre zu bewilligenden Pension von 300 ℔ zu entlassen. Kley sprach dagegen. Wesselys Unbrauchbarkeit, die hauptsächlich von seiner zu schwachen Stimme herrührte sei dem Vorstande bekannt gewesen, als er ihn anstellte. Diesen Mißgriff könne man den redlichen Lehrer, der sich in sehr bedrängter Vermögenslage befinde, nicht entgelten lassen. Kley stellte bei dieser Gelegenheit den Grundsatz auf, daß die Lehrer einer öffentlichen Anstalt, wofür er diese Schule gehalten wissen möchte, durchaus nicht anders als wegen moralischer Vergehen oder vielfach verletzter Dienstpflicht entlassen werden dürften. Für den Fall allerdings, daß die Schule nicht bestehen könne, würden die Lehrer keinen Anspruch erheben. Immerhin wünschte er eine gewisse moralische Verpflichtung der Schule. Ein Beschluß ward betreffs dieser schwierigen Frage nicht gefaßt. Wessely ward schließlich beibehalten, er mußte sich aber einen Gehülfen annehmen, und zu diesem Zweck ward sein Gehalt von 1100 ℔ auf 1500 ℔ erhöht. Seine Gesundheit besserte sich jedoch nicht nachhaltig. Er mußte April 1820 einen großen Teil seiner Stunden aufgeben und blieb mit 800 ℔ Gehalt an der Schule.

Die Tätigkeit der Lehrer hätte schwerlich ausgereicht, die Schule emporzubringen, wenn sie nicht durch die des Vorstands ergänzt worden wäre. Ich habe bisher immer, dem heutigen Sprachgebrauch zuliebe, den Ausdruck »Vorstand« gebraucht, dieser

ist aber nicht urkundlich. In Wahrheit heißt diese oberste Behörde bis zum Jahre 1850 stets die Direktion. Einen Direktor im heutigen Sinne, d. h. einen nur zum kleinern Teil mit Unterrichtsstunden, dagegen hauptsächlich mit der Verwaltung betrauten Lehrer, gab es ja damals nicht. Hier nun trat die Direktion ein, die diesen Namen vollauf verdient. Denn sie griff überall mit Rat und Tat ein, sie kam nicht nur mit den Lehrern, sondern auch mit den Eltern und mit den Schülern fortwährend in Berührung und überwachte aufs wirksamste den Unterricht und die Disziplin.

Der Notar Bresselau war bald ausgeschieden, sonst trat in den ersten fünf Jahren keine Personalveränderung im Direktorium ein. Wie rührig diese Männer waren, geht schon aus der großen Zahl ihrer Sitzungen hervor. Genau läßt sich die Zahl nicht feststellen, da offenbar in den ersten Jahren manche ohne Protokoll abgehalten worden sind. Weniger als zehn im Jahre dürften es kaum gewesen sein. Auch noch später, als die Schule schon mehr im Geleise war, kamen Jahre mit zwölf und dreizehn Sitzungen vor.

Mit der Verwaltung und Beaufsichtigung der Schule war die Tätigkeit der Direktoren noch nicht erschöpft. Am 15. Juni 1819 wurde auch noch ein Ausschuß gebildet, bestehend aus dem Direktor Michaelis und dem Oberlehrer, zu dem besondern Zweck, die entlassenen Zöglinge als Handwerker oder in sonst einem nützlichen Beruf unterzubringen. Daß diese Bemühungen wenigstens zum Teil erfolgreich waren, zeigt das erwähnte Schülerverzeichnis. Ende September 1819 konnte der Ausschuß auch berichten, daß fünf Schüler zur Navigationsschule abgegeben worden seien, von denen drei Aufnahme gefunden hätten, so das weitverbreitete Vorurteil widerlegend, daß die Juden körperliche Arbeit scheuten.

Neben dem verdienstvollen, durch große Freigebigkeit ausgezeichneten Präses Jakob Oppenheimer verdient noch E. Michaelis hervorgehoben zu werden, der sich um die Organisation des Unterrichts bemühte. Um träge Schüler, die zu Hause einen schädlichen Einfluß erfuhren, zu nützlicher Arbeit zu erziehen, sollten sie täglich zwei Stunden mit Papparbeiten beschäftigt werden. Die Zahl der in dieser Arbeit zu übenden Schüler sollte vorläufig auf 8 beschränkt werden. Die Leitung übernahm vorläufig Michaelis, der hier also geradezu in der Stellung eines Lehrers erscheint. Die angefertigten Arbeiten wurden auf Rechnung der Schule verkauft.

Dies hängt zusammen mit einer Erweiterung der Lehrziele. Ursprünglich hatte den Stiftern wohl nur der allgemeine Gedanke vorgeschwebt, sittliche und religiöse Menschen zu bilden. Sie dachten

an eine Volksschule in dem damaligen beschränkten Sinne. Bald aber trat die Absicht hervor, künftige Gewerbetreibende, besonders Handwerker heranzubilden. Dies wird in dem bald zu erwähnen= den ersten Gesetzentwurf von 1820 als Hauptziel der Schule bezeichnet. Damit betrat die Schule allmählich den Weg, der sie zur Bürger= schule hinführte. Der Unterricht in Papparbeiten selbst bestand nur kurze Zeit (bis 1820, nach Kley S. 20), blieb aber dennoch nicht ohne Früchte, da zwei oder drei Schüler später dadurch ihren aus= kömmlichen Lebensunterhalt gewannen und andre Schüler bei ihnen wieder als Lehrlinge eintreten konnten.

Der erste, noch sehr bescheidene Schritt zur Umformung der Schule war die Einführung des Schreibunterrichts, wofür am 3. Ja= nuar 1818 die Anstellung eines besondern »Schreibmeisters«, Mar= gonin, beschlossen wurde. Zwei Monate darauf (12. März 1818) ward beschlossen, der Unterlehrer Wessely solle im nächsten Schul= jahr auch das Zeichnen lehren (gemeint ist geometrisches, nicht künstlerisches Zeichnen). Anderthalb Jahre darauf ging man weiter und faßte den Gedanken, den Lehrplan gründlich umzugestalten durch Hinzufügung einer neuen, der dritten Klasse. Zugleich ward die Meinung laut, man solle den hebräischen Unterricht beseitigen. Alle stimmten überein, daß auf diesen zuviel Zeit verwendet werde. Doch schien die völlige Abschaffung bedenklich. Daß die 3. Klasse nötig sei, ward allgemein zugegeben, es fragte sich aber, woher man die Mittel nehmen solle. Angenommen, daß der Wohltätige Frauenverein einen Zuschuß von 400 ℛ jährlich leistete, worauf man sich Hoffnung machen durfte, standen doch im ganzen nur 400 ℛ zu Gebote. Die Direktoren Fränkel, Michaelis und Wilda sowie der Oberlehrer wurden daher beauftragt, in besondern Sitzungen die Frage zu erwägen, ob wirklich eine 3. Klasse angebracht sei. Dieser Aus= schuß kam zu einem bejahenden Ergebnis und beantragte, daß in der neuen Klasse das höhere Rechnen, Buchhalten, Französisch, Ma= thematik und dgl. gelehrt werden sollten. Unter 5000 ℛ allerdings, das sah man ein, war die Erweiterung nicht durchzuführen.

Schon früher hatte ein Herr G. G. Cohn für den Fall, daß die Schule eine derartige Erweiterung vornehme, in seinem und andrer Menschenfreunde Namen der Schule eine finanzielle Beihilfe in Aus= sicht gestellt. So konnte man also auf eine ziemliche Vermehrung der Einkünfte mit einiger Sicherheit rechnen. Hier ist es nötig, sich die unsichere finanzielle Lage der Schule ins Gedächtnis zu rufen. Ich habe schon früher erwähnt, daß von Anfang an die Schule auf Beiträge von Freunden und Gönnern angewiesen war, da das

Goldschmidtsche Legat nicht ausreichte, und daß sie zu diesem Zweck mit Bewilligung des Gemeindevorstandes an die Gemeinde herangetreten war. In der Tat flossen ihr nicht unbedeutende Gaben zu, eine ganze Anzahl Subskribenten hatten sich auf drei Jahre verpflichtet, und ihre Zahl war noch im wachsen. Um aber die Umgestaltung vorzunehmen, mußte man auf sichere Eingänge rechnen können. Es war nicht ausgeschlossen, daß die Stimmung umschlüge, der erste Eifer erlahmte. Deshalb wandte sich die Direktion jetzt an die Deutsch-Israelitische Gemeinde. Wirklich gewährte deren Vorstand einen jährlichen Zuschuß von 1200 ℳ, allerdings unter der Bedingung, jährlich durch zwei Kommissare die Bilanz der Schule zu prüfen, überhaupt in finanziellen Dingen mitzureden. Adolf Embden war es, dem dieser finanzielle Erfolg vor allem zu danken war.

Übrigens gab es genau genommen in Hamburg nicht eine jüdische Gemeinde, sondern zwei, die größere deutsch-jüdische und die kleinere portugiesisch-jüdische. Die portugiesischen Juden waren im 17. Jahrhundert aus Holland eingewandert. Es waren damals eine Anzahl reicher Kaufleute unter ihnen. Von diesem Glanz war jedoch nichts mehr übrig, die Gemeinde war nicht nur klein, sondern auch arm. Von den Deutsch-Juden hielten sich die Portugiesen streng gesondert. Religiöse Gründe hatte diese Absonderung nicht, es bestand keine Verschiedenheit der Lehrmeinungen zwischen den beiden Lagern, es war dies vielmehr ein rein nationaler Gegensatz. Die Portugiesen (eigentlich Spanier, denn in Portugal hatten sie nur ungefähr hundert Jahre geweilt) hatten aus ihrer südeuropäischen Heimat noch viele Gebräuche beibehalten, so ihre spanischen Namen, auch manche Eigentümlichkeiten des Ritus. Natürlich hatten sie auch ihre besondere Begräbnisstätte; diese, in Altona, nahe der Königstraße gelegen, ist eine Sehenswürdigkeit. Nachdem sie ihre spanische Sprache, übrigens ziemlich spät, aufgegeben hatten, bedienten sie sich der plattdeutschen, wogegen die deutschen Juden, auch im plattdeutschen Sprachgebiet, eine verdorbene hochdeutsche Mundart gebrauchten.*) In der Israelitischen Freischule bemerkte man übrigens von jenen Gegensätzen nichts, deutsche und portugiesische Juden saßen dort friedlich nebeneinander. Einige Zeit darauf bequemte sich auch die portugiesische Gemeinde zu einem kleinen Zuschuß.

*) Eines scherzhaften Vorfalls entsinne ich mich aus meiner Knabenzeit. In einer Unterklasse besprach der Geographielehrer Portugal. Da hebt einer der Schüler den Finger und fragt: Woher kommt es eigentlich, daß die Portugiesen immer plattdeutsch sprechen? — Man denke sich das erstaunte Gesicht des Lehrers, der als Christ natürlich nicht ahnte, daß ein jüdischer Knabe in Hamburg, wenn von Portugiesen die Rede war, dabei nur an portugiesische Juden denken konnte.

Die Erweiterung der Schule auf drei Klassen wurde nun genehmigt (6. Februar 1820), und der erwähnte Ausschuß ging sogleich ans Werk, die Umgestaltung durchzuführen, vor allem die nötigen neuen Lehrer zu besorgen. Schon am 1. April konnte er berichten, daß die Umformung binnen vierzehn Tagen vollendet sein werde. Die Schule konnte jetzt von sich sagen, wie es in dem Gesetzentwurf von 1820 heißt, ihr Unterricht sei »so vollständig und umfassend, wie er in einer wohleingerichteten Bürgerschule seyn muß, damit auch diejenigen Freyschüler, welche besondere Geistesanlagen und Talente verrathen, hier Gelegenheit finden mögen, zu irgend einer Kunst oder Wissenschaft, auch zum Kaufmannsstande sich gründlich vorzubereiten.« Nicht weniger als fünf neue Lehrer wurden vorgeschlagen: Frohwein, ehemals Schullehrer und Organist-Adjunkt im Hannöverschen, als Unterlehrer an Stelle des dauernd leidenden Wessely; Grüning als Schreiblehrer; Cratz und Jeiteles als Rechenlehrer; Waisseu als Französischlehrer. Sie wurden nach einer Lehrprobe sämtlich angestellt. Wessely blieb mit verminderter Stundenzahl und vermindertem Gehalt. Mehrere der neuen Lehrer waren offenbar Christen. Das kann um so weniger auffallen, da selbst die streng jüdische Talmud-Tora bald darauf, auf Antrag ihres Leiters Isaak Bernays, mehrere christliche Lehrer anstellte, an welcher Gepflogenheit sie seitdem festgehalten hat (Goldschm. S. 57). Offenbar waren genügende Lehrkräfte unter den Juden nicht vorhanden.

Bei den Zielen, die sich die Schule steckte, war übrigens auch ein Beitrag von 1200 ℳ nur eine schwache Hülfe. Deshalb mußte die Direktion unaufhörlich bemüht sein, Privatleute für die Schule zu interessieren. Wohl hauptsächlich zu diesem Zwecke suchte sie die Öffentlichkeit.

Öffentliche Prüfungen waren auch sonst in den Hamburger Schulen üblich. Aber schwerlich werden sie überall mit solcher Feierlichkeit ins Werk gesetzt worden sein wie in der Israelitischen Freischule. Diese stürzte sich dabei in Kosten, wie sie von der sonstigen Sparsamkeit seltsam abstechen. Das erste öffentliche Examen hatte am 13. März 1817 stattgefunden. Über dieses wissen wir nichts Näheres. Besser sind wir dagegen aus den Sitzungsberichten der Direktion über die zweite Feier dieser Art unterrichtet, die am 7. Juni 1818, einem Sonntag, stattfand. In nicht weniger als drei Sitzungen befaßte sich die Direktion mit den Vorbereitungen. Es wurde zu der Feier ein Vergnügungslokal (eine Ressource nach damaligem Sprachgebrauch) gemietet, »die Erholung« (nicht die jetzige, die damalige »Erholung« lag in der Böhmkenstraße). Durch

ein gedrucktes Programm wurde das Publikum eingeladen, insbesondere die Behörden und die Freunde der Anstalt. Die Prüfung dauerte fünf Stunden. Die Ordnung war folgende:

1. Choral.
2. Anrede an die Versammlung von Dr. Kley.
3. Prüfung der ersten Klasse.
4. Prüfung der zweiten Klasse.
5. Zensur (d. h. Verlesung der Zeugnisse) und Prämienverteilung.
6. Choral.

Die Prämien waren zwei Medaillen à 4 ℔ für jede Klasse, eine für Fleiß und eine für gutes Betragen; ferner vier Accessite, bestehend in Büchern.

Den Hauptzweck der ganzen Feier errät man aus dem folgenden Beschluß: »Das Subskriptionsbuch soll an dem Tage der Prüfung zur Eröffnung einer neuen Subskription für die nächsten drei Jahre offen liegen.« Welches Ergebnis diese Maßregel hatte, wissen wir nicht, wie wir überhaupt über die Finanzen der ersten Jahre nur unvollkommen unterrichtet sind, da die Jahresabrechnungen keine Aufnahme in das Protokoll gefunden haben.

Überblicken wir den bisher betrachteten Zeitraum, so sehen wir überall, trotz ungünstigen äußern Umständen, erfreuliche Anläufe, vielseitige Tätigkeit, hingebende Arbeit und im ganzen ein harmonisches Zusammenwirken. Diese erste Periode der Schule ging mit dem Jahre 1820 zu Ende. Am 8. Januar 1821 nahm der verdienstvolle Jakob Oppenheimer, den man wohl den Vater der Schule nennen darf, von seinen Kollegen im Direktorium Abschied. Zugleich nahm noch ein andrer Direktor, Assur, seinen Austritt. An ihre Stelle traten zwei Ärzte, Dr. Levy und Dr. Hahn. Das Präsidium anstatt Oppenheimers übernahm Embden. Ferner ist der ungefähre Abschluß dieser ersten Periode bezeichnet durch den schon erwähnten Gesetzentwurf, der am 1. April 1820 genehmigt wurde. An die Stelle der tastenden Versuche trat damit, nach genügend gesammelten Erfahrungen, eine feste Ordnung.

Dieser Gesetzentwurf ermöglicht uns einen Blick in das Innere des Unterrichtsbetriebes, also in das was bei einer Schule die Hauptsache ist.

Das Lehrziel und der Lehrgang jeder Klasse soll genau bestimmt sein (§ 13). Teils zu diesem Zwecke, teils um den Schülern Gelegenheit zur Vorbereitung und Wiederholung zu geben, sollen bestimmte Lehrbücher dem Unterricht zu Grunde liegen (§ 14).

Die dritte Klasse ist für den Elementarunterricht bestimmt. Die Kinder, die hier aufgenommen werden, müssen wenigstens sieben Jahr alt sein. Der Unterricht umfaßt: Leseübungen, Hebräisch und Deutsch; Schönschreiben; Rechnen bis zu den vier Spezies inklusive; Denk- und Gedächtnisübungen; Sprach- und Verstandesübungen in gemeinnützigen Dingen; Vorbereitungen zum Religionsunterricht (§ 15).

Die zweite Klasse hat als Lehrgegenstände: Religionslehre; hebräische Sprache (Lesen und Übersetzen); deutsche Sprache (Rechtschreibung und die notwendigsten Regeln der Grammatik, Anweisung zum Briefstil, Rechnungsschreiben und andern leichten schriftlichen Aufsätzen für den gewöhnlichen Bedarf eines Gewerbs- und Handwerksmannes); Schönschreiben; Rechnen bis zum Kettensatz; Elemente der Naturgeschichte, Technologie, Naturkunde; Geschichte und Erdbeschreibung; Anfangsgründe der Mathematik, mit Rüksicht auf den praktischen Gebrauch für Handwerker; Zeichnen mit Lineal und Zirkel; Denk- und Sprachübungen; Choral- und andre Gesänge (§ 17).

»Wo möglich soll in diesen beiden Klassen auch auf äußere körperliche Haltung und anständiges Benehmen gesehen werden und die Zöglinge in den Freystunden im Gehen, Stehen und sonstigen körperlichen Bewegungen geübt werden. Ein Teil derselben soll unter Aufsicht des Lehrers einmal ausgehen und im Sommer baden.«

Die Lehrgegenstände der ersten Klasse sind: Religion und höhere Moral; deutsche Sprache (Grammatik, Aufsatzübungen, jedoch nur zum Gebrauch fürs bürgerliche Leben, als Briefe, Berichte, Verschreibungen, Quittungen, Wechsel); hebräische Sprache, grammatisch; französische Sprache, vor allem praktisch; Geographie; Geschichte; Naturkunde; Technologie; Rechnen, besonders kaufmännisches; Mathematik nach streng fortschreitender Folge; Schönschreiben; Zeichnen aus freier Hand; Buchhalten (für künftige Kaufleute); Gesang nach Noten (§ 21).

In allen drei Klassen steht die deutsche Muttersprache unter allen Unterrichtsgegenständen obenan, »damit von hier aus eine deutliche, reine Sprache, ohne alles Fremdartige, allgemeiner werde« (§ 32).

Wir müssen uns freuen, daß uns dieser Lehrplan erhalten ist, denn es spricht aus ihm ein nicht gewöhnlicher Grad von pädagogischer Weisheit. Was daran vor allem wohltuend berührt, das ist die verständig praktische Grundrichtung. Man beachte, wie z. B. bei den deutschen Aufsätzen überall die Rücksicht auf das Brauchbare vorwaltet, wie alle willkürlich gewählten Themen ausgeschlossen werden. Hier gibt es keine Übungen, die aufgebaut sind auf dem

hohlen und nichtssagenden Ideal einer sogenannten allgemeinen Bildung, sondern in weiser Beschränkung nur solche, die mit dem künftigen Beruf in Beziehung stehen.

Andre Einzelheiten dieses Lehrplans haben zwar für unsre Zeit keine unmittelbar vorbildliche Bedeutung, waren aber für die damalige arme jüdische Bevölkerung nicht minder wichtig. So namentlich der Hinweis auf die Reinheit der Muttersprache, wobei man sich erinnern muß, daß die Hamburger Juden eine sehr verdorbene Mundart sprachen, die nicht wenig dazu beitrug, sie lächerlich zu machen und ihnen das Fortkommen zu erschweren. Hat doch auch später Anton Rée den Kampf gegen die sprachlichen Ungezogenheiten als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachtet und ist fünfzig Jahre lang nicht müde geworden, dagegen zu Felde zu ziehen. Auch die höchst lobenswerte Sorge für Körperhaltung und körperliche Bewegung gehört hierher, die ebensowohl einen sozialen wie einen sanitären Zweck verfolgte. Von eigentlichem Turnunterricht konnte in den Tagen der Karlsbader Beschlüsse, wo man das Turnen für staatsgefährlich hielt, freilich noch keine Rede sein. Wenn später, im Jahre 1842, die Israelitische Freischule den Turnunterricht einführte, so war sie auch damit den meisten Hamburger Schulen voraus (Vgl. Rée G S T S. 3).

Ich führe noch einige Bestimmungen an.

Der Unterricht dauert in allen Klassen in der Regel sechs Stunden täglich. Am Sonnabend und am Sonntagnachmittag ist kein Unterricht. Im Winter fällt auch am Freitagnachmittag der Unterricht aus (wegen der mit Sonnenuntergang beginnenden Sabbathfeier). Im Sommer ist der Unterricht von 8—12 und von 2—4, im Winter von 9—12 und von 1—4 (§ 23, 24).

Der Unterricht fängt des Morgens mit Gebet und Gesang an und schließt jeden Abend damit (§ 25).

Um die Zöglinge auch in den Freistunden nützlich zu beschäftigen, werden je nach Umständen die dafür Beanlagten auch in leichten mechanischen Arbeiten unterrichtet. Der Unterricht im Englischen sowie ein ausgedehnterer im Hebräischen werden ebenfalls in den Freistunden privatim und unentgeltlich erteilt.

Die Unterrichtszeit scheint uns heute, besonders wenn wir den fakultativen Unterricht hinzunehmen, etwas lang. Man bedenke auch, daß damals eine Schulstunde noch nicht auf 45 Minuten zusammengeschrumpft war. Immerhin war die Israelitische Freischule auch hier maßvoller als andere Schulen. Vergleichen wir z. B. die Talmud-Tora, von der uns ein Stundenplan aus dem Jahre 1822

erhalten ist (Goldschm. S. 53—55). Danach hatte die Mehrzahl der Schüler täglich acht Stunden, auch am Sonntag, und nur Freitag fiel der vierstündige Nachmittagsunterricht aus. Das macht für die Woche 44 Stunden. Nur die ganz kleinen Schüler, von fünf bis zu sieben Jahren, hatten eine geringere Stundenzahl. Die Israelitische Freischule nahm, wie wir gesehen haben, so junge Schüler in der Regel überhaupt nicht auf.

Aus dem Abschnitt über die Direktion interessieren uns hier besonders die Bestimmungen über die beiden Inspektoren. Ihnen ist die beständige Aufsicht über die Schule, sowohl in Bezug auf den Unterricht als auch in ökonomischer Hinsicht, übertragen. Sie wechseln monatlich mit einander ab, und der, welchen die Reihe trifft, muß die Schule wöchentlich besuchen. Neue Einrichtungen bedürfen jedoch der Zustimmung beider (§ 89). Beide sollen ferner den monatlichen Konferenzen der Lehrer beiwohnen, u. a. um »in Gemeinschaft mit dem Oberlehrer das übrige Schulpersonal zu der bestehenden Ordnung anzuhalten« (§ 91).

Über das Alter der Schüler enthält der Gesetzentwurf nichts. Wir haben jedoch schon gesehen und werden es später bestätigt finden, daß sich die Israelitische Freischule mit allzu jungen Schülern nicht abgab. Man betrachtete damals die Schulen noch häufig als Kinderbewahranstalten und übergab ihnen schon Fünfjährige. Ein Geistlicher Hübbe spricht i. J. 1799 sogar von noch nicht vierjährigen Kindern, die in den Hamburger Winkelschulen Aufnahme finden und »dort nicht allein einen Grund zur Gedankenlosigkeit, sondern auch zur körperlichen Kränklichkeit legen«. (Bei Rüdiger S. 55). Diese Unsitte scheint eine Hamburger Eigentümlichkeit gewesen zu sein, bedingt durch den großen Raummangel in der eng gebauten und rasch anwachsenden Stadt, wodurch den Kindern kein Platz blieb, sich im Freien zu tummeln, und die Eltern froh waren, sie für den größten Teil des Tages in der Schule aufgehoben zu wissen. Dadurch wurden aber die älteren Schüler im lernen gehemmt. Im übrigen ist das Bestreben, den Schülern das Haus möglichst zu ersetzen, auch bei der Israelitischen Freischule in einem Maße vorhanden, das uns befremdlich dünken muß. Man muß aber die unglücklichen häuslichen Zustände der meisten jüdischen Armen bedenken. Wollte die Schule überhaupt auf ihre Zöglinge einwirken, so blieb in vielen Fällen gar nichts übrig, als den Einfluß des Hauses möglichst auszuschalten — immer noch das kleinere Übel.

Endlich noch einiges aus den Bestimmungen über die Disziplin.

Der Zweck der Schuldisziplin ist, eine gute häusliche Erziehung soviel als möglich zu ersetzen (§ 115).

Der Lehrer fordere Genauigkeit in Gedächtnissachen, Sorgfalt und Redlichkeit in der Anfertigung schriftlicher Arbeiten, ihre pünktliche Ablieferung, Reinlichkeit in Heften und Büchern (§ 117).

Die Schuldisziplin erwecke das Streben nach Ehre und Achtung. Belohnungen für Fleiß und gutes Betragen sind vorgesehen, sie bestehen in Versetzung auf die erste Bank, in eine höhere Klasse, im Aufschreiben des Namens auf die Ehrentafel (§ 118).

»Jeden Abend beim Schluß der Schule, nach dem Gebete, sollen die Zöglinge mündlich ermahnt, der Tadelhafte beschämt, der Bessere aufgemuntert, und so alle auf dem Wege des Guten erhalten werden« (§ 119).

»Jedes Vierteljahr erhalten die Schüler von dem Oberlehrer gedruckte Censurscheine über ihren Fleiß, ihre Ordnungsliebe und ihr sittliches Verhalten« (§ 120).

Manches von dem hier Verlangten wird ein frommer Wunsch geblieben sein. Trotzdem stellt dieser Gesetzentwurf der Einsicht und dem edlen Streben der Leiter ein rühmliches Zeugnis aus. Wir dürfen von der folgenden Zeit eine günstige Entwiklung der Schule erwarten.

Inhalt des ersten Kapitels.

Die Sitzung vom 24. November 1815. Zustände der deutschen und insbesondere der Hamburger Juden. Eigentümlichkeiten des Hamburger Schulwesens. Schulen der Hamburger Juden. Reformbestrebungen unter den Juden. Zusammenhang der Israelitischen Freischule mit diesen Bestrebungen. Einrichtung der Schule. Verhältnis zum Gemeindevorstand. Erste Sitzungen des Vorstands. Zustände der Schüler nach dem ersten Schülerverzeichnis: ihre Zahl, ihr Alter, sittliches Verhalten, häusliche Zustände, Sorge für entlassene Schüler. Entlassung Dr. Hanno's und Eintritt Dr. Kley's. Der Tempel. Der Unterlehrer Wessely. Das Direktorium. Erweiterung des Lehrplans, Heranbildung künftiger Handwerker. Einrichtung einer dritten Klasse. Unterstützung seitens der Gemeinde. Öffentliche Examina. Schluß der ersten Periode. Der Gesetzentwurf von 1820.

2. Kapitel.

Vom Beginn des Jahres 1821 bis zum Eintritt Dr. Anton Rées (1838).

Die Geschichtschreiber pflegen, je mehr sie sich ihrer eigenen Zeit nähern, um so ausführlicher zu werden. Bei der vorliegenden Arbeit aber scheint mir das umgekehrte Verfahren am Platze. Denn die frühern Geschehnisse sind für das Verständnis am wichtigsten, und überdies, wer möchte Dinge breit und ausführlich vortragen, die dem Gedächtnis der Mitlebenden, wenigstens soweit sie Anteil an der Schule nehmen, noch großenteils gegenwärtig sind?

Ich habe zunächst über die Direktion zu sprechen. Diese zeigte auch nach dem Ausscheiden Jacob Oppenheimers eine unverminderte Tätigkeit. Obgleich der Gesetzentwurf nur fünf Sitzungen jährlich vorschrieb, waren sie meistens häufiger, und dies gilt für diesen ganzen Zeitraum. Nach wie vor waren auch die Direktoren im Schulhause häufig anwesend. Das Amt der Inspektoren bewährte sich. Ein Buch wurde 1827 angeschafft, in das sie Tag und Stunde ihres Besuchs sowie alles Bemerkenswerte eintrugen. Auch abgegangene Direktoren pflegten dann und wann die Schule zu besuchen, und auch sie erhielten das Recht, dies Buch zu Bemerkungen zu benutzen. Wie schade, daß es sich nicht erhalten hat!

Dennoch zeigte sich mit der Zeit immer mehr, daß es sein Mißliches hatte, so viele Geschäfte, die zum Teil eine rasche Erledigung verlangten, einer mehrköpfigen Behörde anzuvertrauen. Nachdem die ersten Hindernisse überwunden waren, ließ naturgemäß auch der erste Feuereifer nach. Es erwies sich als schwierig, vielbeschäftigte Kaufleute und Ärzte in ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit allzeit zur Stelle zu haben. Am 12. April 1823 hören wir zuerst von einer beschlußunfähigen Sitzung. Solche sind freilich auch in den nächsten Jahren sehr selten. Wohl aber kommt es vor, daß eine lange Pause die Sitzungen unterbrach. Einmal, 1834, liegt sogar zwischen zwei Sitzungen fast ein halbes Jahr.

Ein recht deutliches Beispiel für die Schwerfälligkeit, die jeder mehrköpfigen Arbeit unweigerlich anhaftet, ist die Geschichte der



Revision der Schulgesetze. Diese wird schon 1830 von Wohlwill in seiner Festschrift als eine dringliche Aufgabe bezeichnet. Im März 1831 spricht das Protokoll der Direktionssitzungen von der »demnächstigen« Revision. Im Juni 1832 wurde eine Kommission gewählt, bestehend aus dem Oberlehrer, dem zweiten ordentlichen Lehrer Wohlwill und zwei Direktoren. Aber erst nach mehr als zwei Jahren, Oktober 1834, hören wir wieder von dieser Kommission, und zwar nur, daß sie noch immer nichts zustande gebracht hat. Es wird jetzt Wohlwill mit der Aufsetzung eines Entwurfs betraut. Wieder verstreichen drittehalb Jahre, dann wird nochmals der dringende Wunsch laut, die vor fast fünf Jahren eingesetzte Kommission möge nun endlich sich ihrer Aufgabe entledigen (10. April 1837). Am 18. September 1837 wird berichtet, die Kommission sei zu vorläufigen Besprechungen mehrmals zusammengetreten, diese hätten aber keinen rechten Fortgang gehabt, weil der Direktor Dr. Hahn erst durch ärztliche Berufsgeschäfte und dann durch eine Reise längere Zeit verhindert worden sei. So ging diese zweite Periode der Schule zu Ende, ohne daß die ersehnte Revision zur Wirklichkeit wurde, und auch dann, wie wir sehen werden, verstrichen noch viele Jahre, bis die Sache erledigt war.

Recht unpraktisch war auch die Bestimmung, daß die Aufnahme von Freischülern nur in einer Plenarsitzung der Direktion stattfinden sollte. Es sollten, laut Beschluß vom 15. Juni 1822, alle sich Meldenden notiert werden, bis sich eine größere Anzahl zusammengefunden habe. Ebenso konnte die Ausstoßung eines Schülers nur durch das ganze Direktorium erfolgen. Und hierauf wurde streng gehalten. Bei einer Zensur des Jahres 1827 hatten zwei Direktoren, die diesem Akt beiwohnten, einen Schüler ausgestoßen. Die Versammlung tadelte dies und nahm den Schüler wieder auf. Man sieht, was für Unzuträglichkeiten sich ergaben. Um in solchen alltäglichen Vorkommnissen (denn das war damals die Ausstoßung eines Schülers) zu entscheiden, dazu hätten die Direktoren viel öfter, mindestens alle paar Wochen zusammenkommen müssen. Es ist aber kaum ein Jahr, wo nicht Pausen von mehreren Monaten eintraten, wenn man auch zeitweise wieder sehr häufig, oft schon nach wenigen Tagen, wieder Sitzung abhielt. Man scheint diesen Übelstand auch gefühlt zu haben, denn 1825 beschloß man, die Sitzungen sollten monatlich, jeden Montag nach dem Ersten stattfinden. Aber dieser Beschluß ist nie durchgeführt worden. In der Frage der Ausschließung von Schülern mußte man schon 1827 (10. Februar) ein Zugeständnis machen. Aus Anlaß von Diebstählen, die drei Schüler gemeinsam

begangen hatten, ward der Oberlehrer ermächtigt, in solchen schweren Fällen den Schuldigen wenigstens vorläufig zu entfernen.

Nach § 61 des Gesetzentwurfs trat jährlich einer der Direktoren aus und konnte erst nach einem Jahre wieder gewählt werden. Wohlwill in seiner Festschrift ist mit dieser Einrichtung nicht zufrieden. Er meint, der Wechsel der Personen möchte allenfalls da ratsam sein, wo die Würde mit allzu schwerer Bürde gepaart sei. Allein auch in diesem Falle sei es nicht förderlich, die Wiederwahl der Sachkundigen gradezu zu untersagen. Trotzdem, so scheint es mir, läßt sich auch vieles für das Verfahren des Direktoriums anführen. Es kommt bei einer solchen Körperschaft sehr viel darauf an, ihr neues Blut zuzuführen, weil der erste Eifer im Laufe der Jahre bei Inhabern eines Ehrenamts zu erkalten pflegt. Sollte aber einmal gewechselt werden, so blieb gar nichts andres übrig, als die Wiederwahl gesetzlich zu untersagen, denn wenn sie im freien Belieben gestanden hätte, so hätte der nicht wieder Gewählte sich beleidigt fühlen können. Sonach scheint alles in allem das Gesetz der Schule auch hier das Richtige getroffen zu haben.

Doch kommt es bei einer Schule weit weniger auf die gesetzlichen Bestimmungen an als auf die Persönlichkeiten. Nachlässige und einsichtslose Leiter werden auch bei vernünftigen Gesetzen nichts leisten, und tüchtige Männer werden trotz der verkehrtesten Paragraphen eine Anstalt in die Höhe bringen. Das Direktorium besaß auch in dieser Zeit unfraglich sehr tüchtige Kräfte. Namentlich finden wir den bewährten Michaelis auch jetzt noch auf seinem Posten. 1822 übernahm er für Adolf Embden das Präsidium. Als er im nächsten Jahre gemäß den Satzungen ausschied, erhoben sich bei seinen Kollegen Bedenken gegen den Paragraphen, der die Niederlegung des Präsidiums bereits nach einem Jahre verlangte, »da der zeitige Präsident sich als ein sehr nützliches Mitglied bewährt habe«. Doch wagte man für jetzt und für längere Zeit noch keine Änderung. Michaelis aber wurde schon 1824 wiedergewählt, dann 1834 zum dritten Mal. Sein Name wird uns noch wiederholt begegnen.

Im allgemeinen kann man den Direktoren eher einen gewissen Übereifer als Nachlässigkeit vorwerfen. Gelegentlich sehen wir sie auch durch Geldspenden ihre Opferwilligkeit beweisen. So hatte 1825 ein Wirt für das Examen zwar sein Lokal kostenlos zur Verfügung gestellt, dann aber sich schadlos gehalten, indem er wider Erwarten für ein den Musikern gegebenes Frühstück eine übertrieben hohe Rechnung einreichte. Die Direktion legte davon der Schule nur soviel zur Last, wie der Posten beim vorjährigen Examen betragen



hatte, das Übrige bezahlte sie aus eigenen Mitteln. In demselben Jahre schlug die Direktion dem Custos zwar eine Gehaltserhöhung ab, aber die Direktoren taten privatim einiges zur Besserung seiner Lage.

Für das Jahr 1822 liegt uns auch zum ersten Male eine, wiewohl nicht sehr eingehende Abrechnung vor. Danach betrugen die reinen Einnahmen 6174 ℳ, die reinen Ausgaben 5866 ℳ. Der wichtigste Posten unter den Einnahmen sind die Beiträge der Subskribenten (2738 1/2 ℳ), wogegen die Zinsen aus dem Goldschmidtschen Legat (875 ℳ), der Zuschuß der beiden jüdischen Gemeinden (1200 und 150 ℳ)*) und die Schulgelder (482 1/2 ℳ) in den Hintergrund treten. Bedenken wir, daß außer den Zahlungen der Subskribenten die sich auf drei Jahre verpflichtet hatten, auch noch an außerordentlichen Geschenken 728 ℳ eingingen (allerdings ist dies ein besonders ertragreiches Jahr), so sehen wir, daß die Schule fast ganz auf der Wohltätigkeit von Privatleuten ruhte, und erhalten von dieser einen hohen Begriff, zumal ja die meisten Mitglieder der Gemeinde arm waren und die wenigen Reichen durch zahlreiche sonstige Aufwendungen für die Notleidenden, christliche wie jüdische, in hohem Maße in Anspruch genommen wurden. Nicht vergessen darf man auch die bedeutenden Summen, die durch den Wohltätigen Frauenverein aufgewandt wurden. Ohne ihn hätte die Schule damals kaum bestehen können.

Über die Ausgaben des Jahres 1822 erhalten wir leider nur ungenügenden Aufschluß, es finden sich nur zwei Posten, 4402.6.6 ℳ für Gehälter der Lehrer (wahrscheinlich ist auch das des Custos mitgerechnet) und 1463.10 ℳ für »besondere Ausgaben«.

1823 sind die Beiträge der Skribenten nur wenig höher (2877 ℳ), die Schulgelder aber sind bedeutend gestiegen (auf 1151.4 ℳ), und die Gesamteinnahmen sind 6125 ℳ. Die Gehälter der Lehrer und des Custos betragen 4324 ℳ, die Miete 700 ℳ, »Feuerung und extraordinäre Ausgaben« 482.8 ℳ, die Ausgaben im ganzen 5649.10 ℳ, sodaß wieder ein kleiner Überschuß bleibt.

Die Beiträge der Subskribenten erreichen 1824 die stattliche Höhe von 3005.8.6 ℳ. Dann fehlen für einen längeren Zeitraum die Abrechnungen. 1829 sind sie auf ca. 3600 ℳ gesteigert, von da an aber tritt eine unaufhaltsame Abnahme ein, und 1837 sind nur noch 2496.8 ℳ übrig. Ein ähnliches Steigen und Sinken zeigen die Schulgelder. Sie erreichen ihren höchsten Stand 1829 mit 1939.12 ℳ.

*) 1824 reduzierte die portugiesische Gemeinde ihren Beitrag auf 50 ℳ.

Im Jahre 1831 sind sie schon auf 1419.8 ℳ, 1832 auf 1303 ℳ herabgegangen. Dann tritt ein Gesetz in Kraft, daß ein Fünftel von den Schulgeldern für den bleibenden Fonds zurückgelegt werden sollen. Nach diesem Abzug betragen sie 1833 noch 947 ℳ, 1837 sind sie auf 831 ℳ zusammengeschrumpft.

Ein bedeutender Posten der Ausgaben war die Miete, erst 700, nachher 800 ℳ. 960 ℳ. unsres Geldes — das erscheint nicht wenig für ein Haus in der damals billigsten Gegend Hamburgs, das vier Klassenräume, eine kleine Lehrerwohnung und die vermutlich im Keller befindliche Wohnung des Custos enthielt. Ein Garten oder Hof scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, galt auch damals und noch viele Jahre später nicht als erforderlich für eine Schule, und die Klassenzimmer dürfen wir uns nicht zu groß vorstellen. Noch auffälliger ist die große Ausgabe für Feurung. Gewöhnlich betrug sie ungefähr 250 ℳ, einmal aber 433 ℳ (wozu noch 60 ℳ für Dr. Kley kamen), es war dies 1829, wo der Winter ungewöhnlich streng war. Man brannte damals fast ausschließlich Torf, dieser muß danach teurer gewesen sein, als man denken sollte, während sonst die meisten Lebensmittel gewiß nicht halb so teuer waren wie jetzt.

Die Gehälter der beiden ordentlichen Lehrer, Kley und Wohlwill, erfuhren im Laufe der Jahre eine allmähliche Aufbesserung. Bei den übrigen Gehältern hielt die Direktion scharf auf Sparsamkeit. In der Zeit von 1829—1837 wurden für die Hülfslehrer jährlich gegen 2000 ℳ ausgegeben. Der Custos erhielt anfangs 460 ℳ und bat unaufhörlich um Zulage. Man erhöhte 1831 sein Gehalt auf 520 ℳ, außerdem erhielt er eine Vergütung für Reinigung des Hauses, vielleicht auch noch Trinkgelder bei besonderen Gelegenheiten, ferner freie Wohnung und Feurung.

Ein nicht unwichtiger Posten waren die Geschenke, von den kleinen Gaben, die in einen im Tempel aufgestellten Opferblock flossen, bis zu größern Spenden, die Freunde der Anstalt bei festlichen Gelegenheiten, bei frohen Familienereignissen zu geben pflegten. Einige gaben wiederholt 100 ℳ und mehr. Dazu kamen Legate. Als die Schule erst einen gewissen Ruf hatte, verging kaum ein Jahr, ohne daß ihr ein solches zufiel, nicht selten im Betrage von 1000 ℳ und mehr. Vorsichtigerweise wurde seit 1827 jedes Legat zum Stammkapital geschlagen, sodaß es in der Bilanz nur noch in Gestalt des erhöhten Zinsbezuges zur Erscheinung kam. Um so ärgerlicher war es, wenn ein Legat nicht beizutreiben war. Dies war der Fall mit 250 Thalern, die ein Privatlehrer Frank der Schule vermachte. Zwei Jahre, von 1826—1828, wurden bei Gericht des-

wegen Schritte getan, schließlich aber mußte die Schule sich mit einer sehr bescheidenen Abfindung, 154.11 ℳ Bco und einigen Büchern, zufrieden geben. Noch verdrießlicher war ein Streit, der im nächsten Jahre mit der Talmud=Tora statthatte. Ein gewisser Friedrich Wilhelm Bartholly hatte der Schule 3000 ℳ Bco vermachen wollen, aber unglücklicherweise in seinem Testament sie als Israelitische Armenschule, nicht als Israelitische Freischule bezeichnet. Daraufhin erhob die Talmud=Tora, die auf ihrem Aushängeschild in der Elbstraße sich auch Israelitische Armenschule nannte, Anspruch auf diese Summe. Daß der Erblasser die Israelitische Freischule gemeint hatte, konnte kaum zweifelhaft sein, da er früher zu ihren Kontribuenten gehört, auch sonst sein Interesse für die Schule geäußert hatte. Doch war die Direktion zu einem Vergleich bereit und wollte sich mit der halben Summe begnügen. Endlich einigte man sich dahin, daß die Summe im Verhältnis der in den beiden Schulen befindlichen Kinder geteilt wurde, sodaß die Talmud=Tora die größere Hälfte erhielt. Denn die Talmud=Tora zählte damals (1829) 181 Schüler und hielt sich fast zwanzig Jahre auf dieser Höhe (Goldschmidt S. 69). Die Schülerzahl der Israelitischen Freischule kennen wir für 1829 nicht, Juni 1828 waren es 129.

Bartholly war, beiläufig bemerkt, ein christlicher Menschenfreund, wie Wohlwill in seiner Festschrift (S. 29) mitteilt. Denn wir können mit Befriedigung feststellen, daß viele Wohltäter in jener Zeit die religiöse Schranke nicht anerkannten. Dies gilt auch von dem Hauptstifter der Freischule, Baruch Goldschmidt. Das ganze Kapital, das in seinem Testament zu wohltätigen Zwecken ausgesetzt war, betrug 8000 £. Davon blieben 4000 £ in London, 4000 kamen nach Hamburg. In beiden Städten wurde von den Testamentsvollstreckern die Summe zu gleichen Teilen für christliche und jüdische Anstalten verwandt (Vgl. Wo. S. 29—30).

Obgleich die meisten Schüler kein Schulgeld zahlten, so waren sie doch nicht von allen Leistungen frei. Hier ist eine eigentümliche Einrichtung Kleys zu erwähnen, die sogenannte Schillingskasse. Jeder Schüler zahlte wöchentlich zwei Schillinge (15 Pfg. unsres Geldes), wofür die Bücher und Schreibmaterialien angeschafft wurden. Nur die Allerbedürftigsten waren von diesem Beitrag frei. Bei der Befreiung ließ man große Vorsicht walten, weniger aus Sparsamkeit, als weil die Erfahrung lehrte, daß die Gegenstände, die die Schüler umsonst erhielten, von ihnen nicht in acht genommen wurden. Überhaupt war die Schillingskasse von Kley nicht als bloß finanzielle Einrichtung gedacht, sondern hatte zugleich einen erziehenden Zweck.

Indem die Schüler, natürlich unter Aufsicht des Lehrers, ihre Kasse selbst verwalteten, ward ihr Verantwortungsgefühl gestärkt. Zugleich gewöhnten sich dabei die Knaben an die Elemente der Buchführung, ein für künftige kleine Gewerbtreibende so wesentlicher Punkt. Daß trotz der Geringfügigkeit der Beiträge nicht nur den Knaben alles Nötige geliefert, sondern auch noch ein Überschuß erzielt wurde, erklärt sich daraus, daß die gebrauchten Bücher wieder abgeliefert und für andere Schüler verwandt wurden. Erst in unsern Tagen sind ähnliche, auf Selbstverwaltung der Schüler zielende Gedanken geäußert worden, namentlich von dem Münchener Schulrat Kerschensteiner.

Die Schüler hatten auch eine Bibliothek, bestehend aus Jugend- und Volksschriften. Ihr wurden häufig Geschenke zugewandt, teils Geld, teils Bücher. Außerdem leistete die Schule anfangs einen jährlichen Zuschuß von 50 ℔. Zugunsten der Bibliothek hatte jeder Schüler bei der Aufnahme eine Inskriptionsgebühr und beim Abgang eine Gebühr für Ausfertigung des Zeugnisses zu bezahlen. Offenbar leisteten die Schüler aber auch sonst einen Beitrag für Benutzung der Bibliothek. Auch diese erzielte einen kleinen Überschuß, sodaß seit 1831 der Beitrag der Schule wegfallen konnte. Man fand aber 1832, daß die Zahlungen von seiten der Schüler ihr Bedenkliches hatten, die Bibliothek erhalte dadurch den Anschein einer Leihbibliothek, und die Ausgabe der Schüler, die ohnehin schon auf 2 ß und in der ersten Klasse auf 3 ß wöchentlich sich beliefen, würden dadurch zu sehr gesteigert, was mit der Tendenz einer Freischule nicht übereinstimme. Die Beiträge der Schüler wurden demnach abgeschafft.

Die wohltätige Tendenz wurde überhaupt sorgfältig gewahrt, man vergaß nie, daß die Schule eine Freischule sein sollte, und man widerstand den Lockungen, die in einer erhöhten Einnahme an Schulgeldern lagen. Seit den zwanziger Jahren erfolgte ein Andrang von Schülern, die zwar nicht aus wohlhabenden, aber doch auch nicht aus ganz mittellosen Familien waren. So erfahren wir am 13. Mai 1828, daß im letzten Quartal 13 Schüler aufgenommen waren, darunter nur 4 Freischüler. Im Juni 1828 gab es 68 Freischüler und 61 zahlende. Dies Verhältnis schien der Direktion bedenklich, und es wurde beschlossen, künftig achtzugeben, daß die Zahl der Bezahlenden in keinem Falle die der Freischüler übersteige.*)

Für das Schulgeld hatte man von vornherein den Grundsatz

*) Nach Kley (S. 19) wäre festgesetzt worden, daß die zahlenden Schüler nie ein Drittel des ganzen Bestandes überschreiten sollten. Von einem solchen Beschluß habe ich in den Protokollen nichts entdecken können.

aufgestellt, daß es sich nach dem Vermögen der Eltern richten solle. In diesem Punkt hat also die Schule das Verdienst, einen Gedanken der allgemeinen Volksschule von Anfang an betont zu haben. Der Grundsatz des abgestuften Schulgeldes ist offenbar vernünftiger als die radikale Forderung, das Schulgeld ganz zu beseitigen, wodurch die Verantwortung der Eltern ausgeschaltet und auch nicht einmal der sozialen Gerechtigkeit Genüge getan wird. In den allermeisten Fällen begnügte man sich mit dem geringen Satz von 30 ℔. Aber man ging seit Ende der zwanziger Jahre in einzelnen Fällen dazu über, die Eltern zu erhöhten Leistungen, bis zu 60 ℔ heranzuziehen, wenn sich zeigte, daß ihre Umstände dies erlaubten. Ja, wir finden zwei auswärtige Schüler mit 75 ℔ und mit 90 ℔ angesetzt. Man machte geltend, daß es nicht Zweck der Schule sein könne, Reichen Erleichterung zu schaffen.

Erfreulich ist, daß die Großmut der Stifter nur selten mißbraucht wurde. Wenigstens wurde in einer Sitzung 1832 die Tatsache fest=gestellt, daß diejenigen, die um eine Freistelle einkämen, in der Regel auch arm seien, von einem betrügerischen Mißbrauch sei kaum etwas bemerkt worden.

Eine Hauptschwierigkeit war in der ersten Zeit die Heranziehung geeigneter Lehrer.

Man unterschied ordentliche und Hülfslehrer. Zu den erstern gehörte außer dem Oberlehrer nur noch der zweite Lehrer. Nur diese beiden sollten ein festes Gehalt beziehen, die Hülfslehrer sollten nur stundenweise bezahlt werden. Beide ordentlichen Lehrer zusammen gaben weitaus die meisten Stunden. Man erwartete von ihnen, daß sie an der Schule persönlichen Anteil nähmen. Sie sollten auch womöglich im Schulhause wohnen oder doch in dessen unmittelbarer Nähe. Von Anstellung auf Lebenszeit oder Pensionsberechtigung war natürlich noch keine Rede, aber immerhin erkannte die Direktion eine Art moralischer Verpflichtung an, es sollte kein ordentlicher Lehrer ohne zwingenden Grund entlassen werden, wogegen die Hülfslehrer auf vierteljährliche Kündigung angestellt waren und einfach weggeschickt wurden, wenn sie sich nicht bewährten.

Daß die Hülfslehrer anfangs sehr häufig wechselten, war nicht von so einschneidender Wirkung.

Viel schlimmer war es, wenn der Unterlehrer, also der zweite ordentliche Lehrer, sich nicht bewährte. Dies war mit Frohwein, dem Nachfolger des erkrankten Wessely, der Fall. Als er kaum ein halbes Jahr an der Schule tätig gewesen war, geriet er in Streit mit dem Custos. Er schlief eine ganze Woche außerhalb des Schulhauses,

weil der Custos, wie er behauptete, ihn durch nächtliches Klopfen in seiner Ruhe störte. Auch erklärte er, wegen Schlaflosigkeit, die durch jenes Klopfen verursacht sei, seinen Unterricht nicht geben zu können. Die Direktion lud die beiden Streitenden vor sich, verwies sie zur Ruhe, verlangte von Frohwein, daß er seine unterbrochenen Stunden wieder aufnehme, daß er ferner, solange er die Wohnung im Schulhause innehabe, dort auch schlafe, »da nächtliches Außenbleiben mit dem guten Rufe eines öffentlichen Lehrers nicht verträglich sey.« Allein der Streit war damit nicht beigelegt. Frohwein rief die Hülfe der Polizei gegen die Entscheidung der Direktion an und richtete ein grobes Schreiben an den Oberlehrer. Dies sowie seine fortwährenden Dienstverletzungen führten zu seiner Kündigung, und zwar sollte er das Schulhaus und den Dienst sofort verlassen.

An seine Stelle trat im Dezember 1821 ein sehr begabter junger Mann mit akademischer Bildung, Dr. phil. Oscar Ludwig Bernhard Wolf, geboren 1799 in Hamburg (nach anderer Angabe in Altona), der in Kiel studiert und an Hamburger Schulen bereits unterrichtet hatte. Auch hatte er seit einiger Zeit mehrere Schüler der Israelitischen Freischule privatim und unentgeltlich im Lateinischen unterrichtet. Für ein jährliches Gehalt von 600 ℳ übernahm er die 30 Stunden wöchentlich. Allein auch er blieb wenig über ein halbes Jahr. Aus anderer Quelle erfahren wir, daß er als Improvisator öffentlich auftrat und viel Beifall erntete. Wahrscheinlich hat ihm diese glänzendere Tätigkeit den Unterricht verleidet. Zunächst gab er seine 30 Stunden nicht alle selbst, sondern ließ 12 durch einen Vertreter geben. Während dann vom 26. Juni bis zum 26. Juli 1822 Dr. Kley zu einer Erholungsreise beurlaubt war, hatte Dr. Wolf ihn zu vertreten. Aber als Dr. Hahn, der gerade das Amt eines Inspektors versah, die Schule besuchte, traf er in zwei Fällen Dr. Wolf abwesend, die Schüler unbeaufsichtigt, in der Klasse den größten Unfug herrschend. Er hielt dies schriftlich Dr. Wolf vor, erhielt aber zur Antwort einen Brief voller Beleidigungen gegen ihn selbst und die Direktion. Dies führte zu Dr. Wolfs Entlassung. Er schlug eine ähnliche Laufbahn wie Dr. Hanno ein. Zunächst legte er sich ganz auf das Improvisieren. Er reiste umher, kam auch nach Weimar, besuchte Goethe, der Anteil an ihm nahm (in Eckermanns Gesprächen mit Goethe findet sich eine interessante Stelle über ihn) und erhielt 1830 eine Professur zu Jena, wo er bis zu seinem Tode als Professor der Literatur wirkte und zahlreiche wissenschaftliche und poetische Schriften herausgab. Seine Romane, einst sehr beliebt, sind heute

vergessen, ebenso die Satiren, die er unter dem Namen Plinius der Jüngere veröffentlichte. Geschätzt aber ist immer noch die umfangreiche Anthologie, die er unter dem Titel »der poetische Hausschatz des deutschen Volkes« herausgab und die unzählige Auflagen erlebte. Auch mit Immermann war er befreundet. Er starb 1851.

Junge jüdische Gelehrte, die zugleich eine deutsche Bildung besaßen, waren damals nicht gerade häufig. Es war daher als ein besonderes Glück anzusehen, daß die Schule für Dr. Wolf sogleich einen Ersatz fand, der sich in einem längern Zeitraum vortrefflich bewährte, womit dann die bisherigen widrigen Vorkommnisse ein für allemal ein Ende nahmen.

Zufällig befand sich in Hamburg ein junger Mann aus Leipzig, namens Immanuel Wohlwill*), geboren 1800, der in der neu herausgegebenen »Zeitschrift des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden« sich durch einen lesenswerten Aufsatz als fähiger Kopf erwiesen hatte. Die Direktion benutzte diese Gelegenheit, um ihn für die Schule zu gewinnen. Sein Gehalt sollte jedoch das Dr. Wolfs nicht übersteigen. Eine Lehrprobe, der mehrere der Direktoren beiwohnten, fiel günstig aus. Ihm 800 ℳ zu bewilligen, wie er es wünschte, konnte die Direktion trotz den gemachten schlechten Erfahrungen sich nicht entschließen, sie beharrte bei dem Satz von 600 ℳ, kam aber dem neuen Lehrer insofern entgegen, als sie seine Stundenzahl auf 24 herabsetzte. Im Januar 1823 trat er sein Amt an. Wohlwill hatte gründliche Kenntnisse und wissenschaftlichen Sinn. Ebenso wie Kley und sein Vorgänger, war er auch dichterisch tätig. Sein Prosastil aber ist gedrungener, straffer, nicht so salbungsvoll wie der Kleys und verrät eine größere logische Schärfe. Für die Hingebung und den Eifer, womit er seinen Beruf ausübte, legen die Sitzungsberichte überall Zeugnis ab. Es ist daher sehr begreiflich, daß er sich mit der Zeit eine große Beliebtheit erwarb.

Die Reibungen mit den Hülfslehrern hörten so bald noch nicht auf. Der Lehrer Beyfuß machte 1824 besonders viel Schwierigkeiten, war nachlässig und hielt seine Stunden nicht inne, wollte sich aber dann den gesetzmäßigen Abzug vom Gehalt nicht gefallen lassen und erklärte schließlich dem Präses, er wolle studieren und bleibe nur so lange, bis er die nötige Unterstützung finde. Ihm wurde gekündigt, und die Stelle wurde dann nicht wieder besetzt, sondern

*) Merkwürdigerweise nennen ihn die Sitzungsberichte anfangs nicht Wohlwill, sondern Wolf, und erst am 16. Januar 1823 erscheint die richtige Namensform.

seine Stunden wurden unter die andern Lehrer verteilt. Überhaupt kam man allmählich zu der Überzeugung, daß die zu große Zahl der Lehrer, die nur wenige Stunden gaben und kein rechtes Interesse an der Sache hatten, ein Übelstand sei. 1828 nahm man eine Verringerung des Lehrpersonals vor, gestützt auf einen Bericht über die Fähigkeit der einzelnen Lehrer, den der Oberlehrer auf Verlangen eingereicht hatte.

Das damalige Schulwesen krankte im allgemeinen an einer zu großen Zahl von Unterrichtsstunden. Eine der üblen Folgen dieses Mißbrauchs war, daß die Lehrer sich an Nachlässigkeit gewöhnten. Sie meinten, daß es bei der großen Zahl von Stunden auf eine mehr oder weniger nicht ankomme. Die meisten machten sich denn auch kein Gewissen daraus, ohne zwingenden Grund eine Stunde zu versäumen. Es kam auch vor, daß ein Lehrer statt seiner einen Vertreter schickte. Vermutlich benutzten sie die freie Zeit, die sie auf diese Weise gewannen, um Privatstunden zu geben. Für die Schüler aber war dieser beständige Lehrerwechsel natürlich sehr nachteilig. Wir haben früher gesehen, daß die Israelitische Freischule was die Unterrichtszeit betrifft, vernünftigen Grundsätzen huldigte. Die Stundenzahl der Schüler konnte man nicht als übermäßig bezeichnen. Aber trotzdem hatte auch sie unter den Unsitten mitzuleiden, die in der Hamburger Lehrerschaft nun einmal eingerissen waren. So mußte im Jahre 1826 einem Singlehrer gekündigt werden, weil er im letzten Monat keine einzige Stunde gegeben hatte. Und als 1827 einer der Inspektoren an einem Nachmittag die Schule besuchte, fand er um 1/4 nach 2 keinen Lehrer anwesend, einen einzigen ausgenommen, und dieser einzige (Schuster) war bezeichnenderweise einer, der erst kurz vorher angestellt war. Dies war im Oktober, und schon im November führte der Oberlehrer aufs neue Klage über das Zuspätkommen der Lehrer, und daß Schuster, der in dringlichen Fällen das Recht hatte, seinen Bruder statt seiner zu schicken, dies regelmäßig jeden Donnerstag tat.

In vereinzelten Fällen mag die Schuld an diesen Mißständen an der ungenügenden Besoldung liegen, die die Lehrer verstimmte. Bei Dr. Hanno und Dr. Wolf spricht dieser Grund jedenfalls mit. Den Hülfslehrern scheint aber auch die Ungewißheit ihrer Lage unangenehm gewesen zu sein, wenigstens trat ein Schreiblehrer Schreuer schon nach einem halben Jahre wieder aus, nachdem er vergebens gebeten hatte, ihm ein halbjährliches Engagement und einen festen Gehaltsatz zu bewilligen. Was die Wertung der einzelnen Stunden betrifft, so ist sie merkwürdig schwankend. Im ganzen kann man

eigentlich nicht sagen, daß die Unterlehrer schlecht bezahlt wurden, zumal wenn man bedenkt, daß ein Gehalt von 600 ℳ für einen ordentlichen Lehrer an den Hamburger Privatschulen noch einige Jahrzehnte später als ganz normal galt. 1826 verlangte ein Gesanglehrer Stein 2 ℳ für die Stunde, begnügte sich dann freilich mit 1.8 ℳ. Weit bescheidener war der Französichlehrer von Spreckelsen, der 80 ℳ für zwei wöchentliche Singstunden (das macht ungefähr 95 Stunden im Jahr) forderte und erhielt (1829). Aber dieser Satz erscheint immer noch hoch, wenn man ihn mit dem Gehalt Wohlwills vergleicht, der anfangs für 24 Stunden wöchentlich, d. h. für ungefähr 1150 Stunden jährlich, 600 ℳ erhielt, also nicht viel mehr als 8 ß für die Stunde. Dann nach der Entlassung von Beyfuß (1824) übernahm Wohlwill sechs Stunden gegen eine Zulage von 200 ℳ. Man kann demnach sagen, daß in dieser Zeit kaum einer geringer besoldet wurde als der zweite ordentliche Lehrer. Wäre er auch nur in demselben Verhältnis bezahlt worden wie der Französischlehrer von Spreckelsen, so hätte er 1200 ℳ bezogen. Die freie Wohnung konnte dies nicht ausgleichen (1838 wurde sie Wohlwills Nachfolger Rée mit 200 ℳ angerechnet). Auch der Französischlehrer Wertheim (seit 1831) wurde gut bezahlt, er erhielt 1½ ℳ für die Stunde. Ein Zeichenlehrer Barckhan erhielt zu derselben Zeit für vier wöchentliche Stunden 200 ℳ, also reichlich 1 ℳ für die Stunde. Vermutlich sah die Direktion bei jeder Anstellung genau auf den einzelnen Fall. 1828 wollte sie versuchen, für höchstens 600 ℳ einen Lehrer zu erhalten, der 30 Stunden in einer Elementarklasse geben sollte. Ein äußerst niedriges Gehalt wurde 1826 zwei neuen Lehrern, Rintel und Hermann, bewilligt. Rintel sollte zwölf Lese- und Rechenstunden in der 4. (untersten) Klasse geben, Hermann ebendort zwölf Stunden Schreiben und Denkübungen. Und dafür erhielten sie je 175 ℳ. Der Oberlehrer hatte vorläufig für jeden 200 ℳ angesetzt. Allerdings waren beides ganz junge Leute. Aber 576 Stunden für 175 ℳ, weniger als ⅓ ℳ für die Stunde, das erscheint trotzdem als ein unerhört niedriger Satz. Dennoch war er immer noch etwas höher als der des gleichzeitig angestellten Meldola, der für vier hebräische Stunden 50 ℳ erhielt, also wenig mehr als 4 ß.

Von diesen schwer erklärlichen Ausnahmen abgesehen, scheint immerhin die Stellung der Lehrer an der Israelitischen Freischule nicht schlechter gewesen zu sein als an andern Hamburger Schulen, eher noch etwas besser. Der beste Beweis ist, daß doch immerhin manche eine längere Zeit ausharrten, und mit den Jahren ward dies immer mehr zur Regel. Der Schreiblehrer Grüning blieb von

1820—1825 und schließlich ging er nicht freiwillig, sondern wurde entlassen, weil man allgemein mit seiner Methode unzufrieden war, namentlich wegen ihrer großen Langsamkeit, »welche nicht nur für die Kinder nichts Anziehendes und Ermunterndes hatte, sondern sie sogar bis zur Langeweile und zum Widerwillen ermüdete.« Ähnlich ging es mit dem Französischlehrer von Spreckelsen, der zehn Jahre blieb (1821—1831) und zuletzt wegen seiner schlechten Aussprache entlassen ward. Der Rechenlehrer Jeiteles blieb von 1820—1836 und schied zuletzt wegen seines hohen Alters aus. Meldola II trat 1828 ein und blieb bis 1841. Schuster I gehörte der Schule von 1827—1848 an, sein Bruder Schuster II 1828—1833, Wertheim 1831—1854, Barckhan 1834—1848, Hinrichsen 1836 bis wenigstens 1855, Kohlmeyer 1836—1843. Das unaufhörliche Kommen und Gehen von Lehrern kommt mehr und mehr ab.

Man hat für die damalige Zeit vier Arten von Lehrern zu unterscheiden: seminaristische, akademische, zünftige und autodidaktische. Seminaristen waren selten. Da es in Hamburg kein Lehrerseminar gab, so konnten es nur Auswärtige sein. Bei den akademischen Lehrern fällt auf, daß sie sich selbst zu Elementarstellen meldeten. Dies waren besonders Kandidaten der Theologie. Ein Übelstand war bei ihnen, daß sie, wenn sie tüchtig waren, bald einen Ruf anderswohin zu erwarten hatten. Am allermerkwürdigsten sind diejenigen Lehrer, die das Lehrerhandwerk zünftig erlernt hatten. Ich sage absichtlich: das Lehrerhandwerk, weil hier der Lehrberuf genau wie ein Handwerk aufgefaßt wird. Es gab Lehrlinge, Gesellen und Meister unter den Lehrern, wie es solche unter den Bäckern oder Schustern gab. Die Lehrlinge waren, etwa vom 14. Jahr an, bei dem Schulmeister in Kost und Pflege, zahlten wahrscheinlich in der Regel ein Kostgeld, mußten alle möglichen häuslichen Dienste in Wirtschaft, Küche und dgl. verrichten, gingen dabei dem Meister in seiner Schule an die Hand und erwarben dabei zwar keine große Gelehrsamkeit, lernten aber allerlei schulmeisterliche Handwerksgriffe. Als Gehilfe hieß der junge Lehrer Moschü (d. h. monsieur). Ob und welche zünftige Lehrer in dieser Periode an der Israelitischen Freischule unterrichtet haben, läßt sich aus den Quellen nicht nachweisen. Aber in späterer Zeit wird uns einer begegnen.

Im graden Gegensatz zu diesen zünftigen Lehrern gab es andre, die ursprünglich nicht an den Lehrerberuf gedacht hatten. Ihrer scheint die Mehrzahl gewesen zu sein, wenigstens unter den Lehrern der Israelitischen Freischule. Eine sehr geeignete Vorbereitung für den Beruf des Schullehrers bildete übrigens sehr häufig (und nicht

nur bei den Autodidakten, sondern auch bei den seminaristisch oder akademisch vorgebildeten Lehrern) die Tätigkeit des Privatlehrers, besonders des Hauslehrers. Der junge Mann befestigte sich auf diese Weise allmählich in der Methode des Unterrichtens, ohne daß er durch die Schwierigkeiten der Disziplin im Anfang allzu sehr behindert worden wäre. Übernahm er dann eine Klasse, so hatte er schon mehr Sicherheit des Auftretens. Wir hören auch, daß junge Lehrer anfangs unentgeltlich unterrichten, um sich im Lehrfach zu üben, wohl auch um sich bekannt zu machen.

Eine Gehaltskala mit steigenden Sätzen kannte die Israelitische Freischule natürlich nicht, kein Lehrer hatte Anspruch auf Zulage nach längerer Tätigkeit. Im einzelnen Falle aber nahm die Direktion die gebührende Rücksicht. Als z. B. 1836 der Rechenlehrer Jeiteles abging, richtete Schuster I ein Gesuch an die Direktion: er unterrichte an der Schule seit zehn Jahren und habe nie um eine Zulage noch sonstige Vergünstigung angehalten; jetzt bitte er, die Direktion möge ihm entweder die Rechenstunden von Jeiteles auch übertragen oder ihm auch die Rechenstunden in der 3. Klasse abnehmen und sie dem neuen Lehrer Hinrichsen übergeben, ihm selbst aber sein Gehalt ungeschmälert belassen. Dies Gesuch lehnte die Direktion ab, obgleich sie es nicht unbillig fand. Um aber dem verdienten Lehrer entgegenzukommen, beschloß sie, ihm fünf Stunden abzunehmen und für die noch übrigen dreizehn ihm ein Gehalt von 480 ℳ zu bewilligen, statt der bisherigen 554.4 ℳ. — Die stundenweise Bezahlung ließ die Direktion allmählich stillschweigend fallen.

Eine eigentümliche Art von Gehaltserhöhung ward den beiden ordentlichen Lehrern zuteil. Am 8. April 1826 ward beschlossen, daß ein Drittel der eingegangenen Schulgelder unter sie verteilt werden solle, und zwar sollte Kley ein Fünftel und Wohlwill zwei Fünfzehntel empfangen. So seltsam uns dies heute vorkommt, so steht der Fall doch in Hamburg keineswegs vereinzelt. Am Johanneum teilten sich sogar in älterer Zeit die Lehrer das ganze Schulgeld (Rüdiger S. 6). Offenbar glaubte die Direktion, durch diese Maßregel das Interesse der beiden Lehrer an der Schule zu steigern. Am 20. Oktober 1827 wurde diese Gewinnbeteiligung auf drei Jahre verlängert, jedoch sollte der Anteil nur bis zu einem Maximum der Schulgelder von 1600 ℳ gehen, und ferner sollten die beiden Lehrer durch Übernahme von Stunden eine Ersparung von 300 ℳ bewirken. Welche bedenkliche Unsicherheit man damit in das Einkommen der beiden Lehrer hereinbrachte, scheint man sich nicht genügend klargemacht zu haben.

Die Verminderung der Schulgelder war für Kley nicht so empfindlich, weil er ohne hinein nicht unansehnliches Gehalt bezog. Eine Zeitlang war es nicht viel kleiner als das aller andern Lehrer zusammen. 1827 betrug es (mit dem Gewinn aus den Schulgeldern) 2460.5 ℔, alle andern Lehrer zusammen (die einzelnen Posten sind nicht aufgezählt) erhielten 2895.6 ℔. 1828 wird es auffälligerweise nur mit 2030.2 ℔ angegeben, das Wohlwills mit 1046.12 ℔, das der übrigen Lehrer mit 1877.13 ℔. Es ist nicht ganz klar, ob und welche Naturalbezüge (Wohnung, Feurung) hierin enthalten sind. 1829 ist Kleys Gehalt wieder auf 2300.8 ℔ gestiegen, von da an sinkt es infolge der zurückgehenden Schulgelder. Bedenkt man, daß Kley als Prediger am Tempel auch sein Einkommen hatte, daß er ferner Pensionäre hielt, so kommt man zu dem Ergebnis, daß er nicht schlecht gestellt war, immer den damaligen bescheidenen Maßstab angelegt. Denn viel mehr als 3—4000 ℔ wird er schwerlich eingenommen haben. Man verlangte aber damals von einem Oberlehrer auch keinen besondern Aufwand. Daß Kley alle paar Jahre in ein Seebad reiste, galt vielleicht schon als ein großer Luxus.

Eine schwierige Frage war, wie sich die Schule bei Krankheit oder dauernder Erwerbsunfähigkeit zu verhalten habe. Wir haben gesehen, daß Kley schon 1819 befürwortet hatte, die Schule solle wenigstens eine Art moralischer Verpflichtuug übernehmen, daß aber die Finanzen dies nicht erlaubten. Die Frage wurde in mehreren Sitzungen 1825 wieder aufgeworfen, man kam aber zu keiner Entscheidung und verschob alles bis zu einer etwaigen Revision der Schulgesetze, die aber, wie wir gesehen haben, noch lange ein frommer Wunsch blieb. Soweit es ging, war die Direktion bemüht, Härten zu vermeiden. Als bei Verringerung des Lehrerpersonals 1828 der Lehrer Daniels entlassen wurde, bewilligte man ihm wegen seiner dürftigen Lage ein Geschenk von 60 ℔, das dem Gehalt für drei Monate gleichkam, obgleich er nur zwei Jahre tätig gewesen war. Als 1826 der Custos Ascherson starb, trug die Schule die Begräbniskosten, erlaubte der Witwe die einstweilige Weiterbenutzung der Wohnung und gewährte ihr eine kleine Unterstützung.

Gewöhnlich fehlte es der Schule für eine erledigte Stelle nicht an Bewerbern. Als 1828 die Stelle eines Elementarlehrers zu besetzen war, fanden sich deren fünfzehn bis sechzehn ein. Sieben von ihnen kamen in engere Wahl.

Da es Examina damals kaum gab, so mußte man die Lehrfähigkeit der Bewerber auf andre Weise zu ermitteln suchen. Ich habe schon erwähnt, wie die Direktion auf die Wahl Wohlwills

durch eine wissenschaftliche Arbeit hingelenkt wurde. Der Rechenlehrer Moritz Hinrichsen hatte sich durch ein Rechenbuch vorteilhaft bekannt gemacht. Übrigens war diese Wahl keine glückliche, denn obwohl Hinrichsen lange Jahre an der Schule blieb, so fehlte ihm doch die rechte pädagogische Begabung (wenigstens pflegte Rée ihn als Muster eines unmethodischen Lehrers anzuführen). Ein Bewerber legte 1830 »eine ziemlich weitläufig gearbeitete Abhandlung über die Erziehung des Frauenzimmers« zum Nachweis seiner Fähigkeiten vor. Die Regel aber war, daß man die Bewerber ganz einfach zur Probe unterrichten ließ, wobei die Inspektoren oder andre Mitglieder des Direktoriums hospitierten. Manchmal wurde einer auf ein Vierteljahr zur Probe angenommen. Es war eine Ausnahme, daß ein Lehrer auf Grund seiner bisherigen Leistungen ohne weiteres angestellt wurde.

Es fehlte an festen Normen für die Ausbildung der Lehrer, alles war im Fluß, war dem Einzelnen überlassen. Dafür fehlte aber auch die kastenmäßige Absonderung. Fachlehrer für die eigentlich wissenschaftlichen Fächer, wie sie jetzt für unentbehrlich gelten, gab es damals auch unter den akademisch gebildeten Lehrern nicht. Mußte doch noch in den siebziger Jahren Rée so verschiedene Fächer wie Mathematik, Physik, Geographie und Deutsch übernehmen, während sein Nachfolger Dränert, der Mathematiker und Naturwissenschaftler war, auch englischen Unterricht erteilte.

Lehrerkonferenzen (sie hießen ganz schlicht Lehrersitzungen, trotz der allgemein damals herrschenden Fremdwörterei) haben wir schon im Gesetzentwurf von 1820 erwähnt gefunden, wo bestimmt ward, daß die Inspektoren ihnen beiwohnen sollten. Aber erst seit 1832 wurde über die Konferenzen Protokoll geführt. Daß nicht etwa ältere Protokolle verloren gegangen seien, ergibt sich aus einer Notiz zu Beginn des dritten Protokollbuchs, das dort ausdrücklich als solches bezeichnet wird. Geführt wurde das Protokoll anfangs durch Wohlwill, dann durch Schuster I. Diese Protokolle bergen nicht soviel geschichtliches Material wie die der Direktionssitzungen, denn sie sind kürzer und bringen meist nur die Beschlüsse, nicht deren Begründung. Immerhin sind sie nicht ohne Wert.

Die Sitzungen sollten eigentlich jeden Monat stattfinden, doch ward dies nicht durchgeführt. Mehrfach begegnen wir Klagen, daß Lehrer sich den Konferenzen entziehen. Doch beweisen die Präsenzlisten, daß es damit keineswegs so schlimm bestellt war, meist waren doch alle anwesend. Auch die Direktoren fehlten selten in den Sitzungen, und es kommt vor, daß ihrer drei oder vier sich einfinden.

Was die Gegenstände der Lehrersitzungen betrifft, so fehlte es zwar keineswegs an grundsätzlichen Erörterungen, aber Bestimmungen allgemeiner Natur konnten die Lehrer nicht treffen, sondern nur der Direktion vorschlagen. Ihr eigentliches Arbeitsgebiet dagegen waren Maßregeln, die die einzelnen Schüler betrafen. Natürlich, denn diese waren ja den Direktoren, wenn sie auch häufig in der Schule verweilten, nicht genau genug bekannt. Versetzungen z. B. nahmen die Lehrer stets aus eigener Machtvollkommenheit vor. Einige Zeit nachher fand eine Besprechung über das Resultat der Versetzung statt, und erforderlichenfalls ward ein Schüler ohne viele Umstände wieder zurückversetzt.

Gegenstand der Lehrersitzungen war ferner die Einführung von Schulbüchern. In den ersten Jahren behalf man sich mit dem Allerunentbehrlichsten. Am 10. Dezember 1837 weist Kley auf die Vielschreiberei der Schüler hin, die aus dem Mangel an Lehrbüchern entspringe, und wünscht solche für alle Fächer: ein Ideal, das schwerlich schon damals verwirklicht wurde, da noch lange nachher einzelne Fächer dieser Hülfsmittel entbehrten. Es könnte zunächst auffallen, daß die Direktion diese Sache den Lehrern überließ, da dies doch eine Geldfrage betraf. Aber man muß sich hier der eigentümlichen Einrichtung der Schillingskasse erinnern. Bis 1831 bestand diese ganz für sich, getrennt von dem übrigen Budget der Schule. So waren Schüler und Lehrer in Bezug auf die Bücher ganz selbständig, und diese Stellung scheinen sie auch behalten zu haben, nachdem laut Beschluß der Direktion vom 23. März 1831 die Schillingskasse in das Budget aufgenommen worden war.

Die Disziplin der Schüler war eine Hauptsorge der Lehrer. Konnten sie auch nur Vorschläge machen, so gaben doch diesen die Direktoren in der Regel Gehör, und so trug dies Zweikammersystem gute Früchte. Mit großem Ernst und vieler Gründlichkeit widmeten sich die Lehrer jener Sache und waren besonders bemüht, ein gleichmäßiges Verfahren zu erzielen, damit nicht der eine Lehrer so, der andere so verfahre und dadurch das moralische Bewußtsein der Schüler verwirrt würde. Am 22. Oktober 1836 übernimmt es Schuster I, über ein gleichmäßiges Verfahren bei Bestrafungen einen Entwurf vorzulegen. Schade, daß wir über diesen nachher nichts erfahren. Derselbe Lehrer verliest am 5. März 1837 seinen »Bericht über die Benutzung der Schüler selbst zur Aufrechterhaltung der Disziplin.« Damit kommen wir auf eine Eigentümlichkeit der Schule, die jedem älteren Schüler noch in der Erinnerung sein muß, auf die Einrichtung der sogenannten Inspektoren. Mit diesem nicht gerade glücklich

gewählten Namen wurden diejenigen Schüler bezeichnet, die ein Amt innehatten, und über diese Ämter gab es genaue Bestimmungen, die in sehr frühe Zeit zurückgehen, denn das Protokoll vom 5. September 1838 setzt sie bereits als bestehend voraus, und schon am 4. August 1833 wird ein Inspektor erwähnt, der die Ruhe in den Zwischenstunden aufrecht zu erhalten hat. Diese Würdenträger waren: der Buchführer, der die Lob- und Tadelzeichen einzutragen hatte; der Klasseninspektor, der — vermutlich — in Abwesenheit des Lehrers für anständiges Betragen zu sorgen hatte; der Apparatinspektor, der die Aufsicht über den Klassenschrank (damals Apparat genannt) und dessen Inhalt hatte; der Dieleninspektor, der — vermutlich — die Aufsicht über die Garderobe hatte; und die Straßeninspektoren, die vor dem Schulgebäude auf anständiges Betragen zu achten hatten. Diese Ämter wurden in den Konferenzen von den Lehrern nach Stimmenmehrheit besetzt.

Die Lehrersitzung erwog auch wiederholt Maßregeln zur Beförderung der Reinlichkeit bei den Schülern. Am 4. August 1833 nimmt sie einen Antrag des Direktors Dr. Hahn an, den Kindern Gelegenheit zum Baden zu geben. Es scheint also, daß die darauf bezügliche Bestimmung des Gesetzentwurfs sich nicht gleich hatte verwirklichen lassen. Schüler mit unsauberer Kleidung sollen nach Hause geschickt und die dadurch veranlaßten Stundenversäumnisse ihnen angerechnet werden (3. Nov. 1833). Auch gegen den häuslichen Unfleiß werden Schritte getan. Es wird eine sogenannte Strafklasse eingerichtet für solche Schüler, die ihre häuslichen Arbeiten nicht sorgfältig machen wollen oder (wegen ungünstiger häuslicher Verhältnisse) nicht machen können. Am 12. April 1835 werden 25 Schüler in diese Strafklasse gesetzt, wo sie abends von 5—8 zu arbeiten haben.

Dagegen findet sich keine Spur von jenen gemeinsamen Spaziergängen der Lehrer und Schüler, die der Gesetzentwurf vorgesehen hatte. Es scheint danach, daß sie ein frommer Wunsch geblieben oder doch bald wieder außer Gebrauch gekommen sind. Bei der Stundenzahl der vielgeplagten Lehrer ist das auch nicht gerade auffallend.

Im November 1832 überlegt die Lehrersitzung, ob die Einführung von Stahlfedern für die Schüler zu empfehlen sei, und im Mai 1833 setzt sie fest, daß auch das Schneiden und der Gebrauch von Gänsefedern nicht zu versäumen ist.

Andere Beratungen betreffen die eigenen Angelegenheiten der Lehrer. Da im Jahre 1834 häufig Lehrer gefehlt hatten, so gründeten die Lehrer eine besondere Kasse, zu der jeder 2% seines Gehalts

beitrug. In Krankheitsfällen, die nicht über acht Tage dauerten, sollten die gewöhnlichen Aushülfemittel eintreten. Währte die Krankheit acht Tage bis vier Wochen, so fand eine Besetzung des erledigten Platzes durch Kollegen oder andere Sachkundige statt, doch sollte die Stunde nur mit höchstens 8 ß honoriert werden. Dauerte die Krankheit über einen Monat, so ward die Direktion gebeten, besondere Maßregeln zu ergreifen.

Der Lehrplan ward stetig ausgebaut. Ein Fortschritt war es zunächst, daß statt des verstorbenen Wessely im Januar 1823 ein eigener Zeichenlehrer angestellt wurde, ein gewisser Bravo aus Altona, der in der dortigen Sonntagsschule des Waisenhauses schon unterrichtete und das Praktische des Zeichnens kannte. Im April 1826 beschloß die Direktion die Einrichtung einer vierten Klasse, und schon am 9. Mai trat sie in Tätigkeit. Diese Maßregel war zunächst veranlaßt durch das übermäßige Anwachsen der dritten Klasse, die schon 60 Schüler zählte. Es schloß sich daran bald auch eine Steigerung der Leistungen. Das Pensum der einzelnen Klassen wurde erweitert, und das wurde ermöglicht ohne vermehrte Kosten, lediglich dadurch, daß der Unterricht in der Hand von weniger Lehrern zusammengefaßt wurde. 1828 arbeitete Michaelis einen neuen Lehrplan aus. Der französische Unterricht begann fortan schon in der zweiten Klasse, Geographie, Naturgeschichte und die Anfangsgründe des Zeichnens in der dritten. Auf Englisch und Buchhalten wurde einstweilen noch verzichtet. 1831 erhoben sich Klagen wegen der Leistungen im Französischen. Der Lehrer v. Spreckelsen, der den französischen Unterricht in der 2. Klasse erteilte und sich in zehn Jahren als pünktlich und eifrig erwiesen hatte, wurde trotzdem wegen seiner schlechten Aussprache entlassen. Man stellte aber fest, daß auch in der 1. Klasse, wo die Aussprache des Lehrers gut war, die Ergebnisse dennoch unbefriedigend waren. Man entließ deshalb auch Tassart, den Französischlehrer der 1. Klasse, und legte den Unterricht für beide Klassen in eine Hand, indem man den Lehrer Wertheim anstellte, der im Privat- wie im Klassenunterricht bisher mit großem Lobe gearbeitet hatte.

Die heutigen Freunde der Schule wird es interessieren, daß diese schon einmal eine Abschlußklasse gehabt hat. Am 15. Juni 1822 beantragte Michaelis eine solche, »worin alle Subjecte der Schule, die in sämtlichen drei Classen nicht Kopf und Bildung genug zeigen, in den wissenschaftlichen Gegenständen fortzuschreiten und die übrigen nur aufhalten, hier im Lesen, Schreiben und Rechnen wenigstens fertig geübt, so daß sie dies wenigstens bei ihrem Austritt aus der

Schule ins Leben mitnehmen könnten.« Der Antrag ward genehmigt, und Michaelis und Kley erhielten den Auftrag, einen genauern Plan auszuarbeiten. Wie lange die Einrichtung bestanden hat, kann ich nicht sagen.

Viel Schwierigkeiten machte die Platzfrage.

Da der Schule nur ein beschränkter Raum zur Verfügung stand, so nahm sie die Kinder erst mit sieben Jahren auf und erlaubte ihnen nicht länger als sechs Jahre die Schule zu besuchen. Ausnahmen sollten nur zu gunsten der Fleißigen, Fähigen und Sittlichen, nicht der Nachlässigen gemacht werden. Denn diese würden nur den Neuankommenden den Platz wegnehmen und doch keine Hoffnung geben. Mit Recht wird hier die Zulassung zur Schule als eine Wohltat aufgefaßt.

Anfangs wurde jedoch von jener Bestimmung, keine Schüler unter sieben Jahren aufzunehmen, bei zahlenden Schülern abgesehen. Das Schülerverzeichnis stimmt dazu. Im allgemeinen zeigt es ein sehr hohes Aufnahmealter der Schüler. Von 60 Schülern, die zwischen dem 21. Januar 1824 und dem 30. März 1826 aufgenommen wurden, zählten bei der Aufnahme:

9 Schüler . . .	6 Jahre		2 Schüler . .	$9^1/_2$ Jahre
8 „	7 „		6 „	10 „
3 „	$7^1/_2$ „		9 „	11 „
5 „	8 „		3 „	12 „
1 „	$8^1/_2$ „		5 „	13 „
8 „	9 „		1 „	14 „

Im Durchschnitt war das Alter bei der Aufnahme $9^1/_{10}$ Jahre.

Obgleich somit die Schüler durchschnittlich nur sehr kurze Zeit die Schule besuchten, hörte der Mangel an Raum doch nicht auf, der Direktion Kopfzerbrechen zu verursachen. Im September 1826 war die Zahl der Schüler auf 130 gewachsen, und nach dem Examen war ein weiterer Zudrang zu erwarten. Für sieben Knaben ging mit dem bevorstehenden Michaelis die Schulzeit zu Ende, sie hatten sechs Jahre den Unterricht der Schule genossen. Aber einige von diesen konnten noch keine Stelle finden. Stieß man sie gewaltsam aus, so blieb ihnen nur der Kleinhandel, und alle auf sie verwandte Mühe war umsonst gewesen. Andre hatten das Ziel der Schule nicht erreicht, weil sie zu früh eingetreten waren. Die Direktion entschied sich, die Schüler noch bis Ostern zu behalten, zumal keiner so schlecht war, daß man alle Hoffnung aufgeben mußte. Für die Zukunft aber mußte Abhülfe geschafft werden. Man hielt an der sechs=

jährigen Schulzeit fest, setzte aber die Altersgrenze für die Aufnahme von sieben Jahren auf acht hinauf. Jedoch galt auch dies wiederum nur für die Freischüler.

Schon im Mai 1828 stand dieselbe Frage aufs neue zur Erwägung. Man sah ein, daß sich die Bestimmung über die Altersgrenze nicht aufrecht halten ließ. Da man die jungen Freischüler abwies, junge zahlende Schüler aber aufnahm, so war zu besorgen, daß binnen kurzem die zahlenden Schüler bedeutend überwiegen würden. Denn die Eltern waren nicht zu bewegen, ihre Kinder bis zum achten Jahre zu Hause zu behalten. Somit bewirkte die Schule durch jene Bestimmung nur, daß die Kinder erst auf ein oder mehrere Jahre in andre Schulen gegeben und dort aus dem Grunde verdorben wurden. Demnach stellte man die frühere Altersgrenze von sieben Jahren wieder her, aber auch zugleich für die zahlenden Schüler. Freischüler sollten das Recht haben, sieben Jahre die Schule zu besuchen. Eine längere Dauer forderte einen Beschluß der Direktoren.

Jene Begründung, daß die Eltern ihre Kinder nicht bis zum achten Jahre im Hause behalten wollten, traf ohne Zweifel das Richtige. Es ergibt sich sogar aus den Schülerverzeichnissen in zahlreichen Fällen, daß die Kinder in unglaublich früher Zeit einer Schule übergeben wurden. Und ebenso sehen wir jene Beobachtung bestätigt, die der Theologe Hübbe schon 1799 machte, daß diese verfrühte Schulzeit von den nachteiligsten Folgen war. Der Schüler Nr. 291 ward mit 11½ Jahren aufgenommen; vorher war er »bei Gottschalk 8 Jahre (!) in der Schule gewesen«, wo er »nichts gelernt« hatte. Nr. 300, bei seiner Aufnahme 8 Jahre alt, war vorher 3 Jahre in der Talmud=Tora gewesen, konnte sehr wenig lesen, gar nicht schreiben und rechnen. Nr. 314, 13jährig bei der Aufnahme, war bei Heymann 9 Jahre in der Schule gewesen, hatte wenig gelernt. Nr. 355, 10jährig, war 4½ Jahre in der Heymannschen Schule gewesen, konnte, als er sie verließ, weder lesen noch das Einmaleins. Nr. 244, 6 Jahre alt, war schon 2 Jahre bei Heymann gewesen, hatte nichts gelernt. Nr. 251, 10½ Jahre alt, war bei Gans 6½ Jahre gewesen, hatte »nicht viel gelernt.« Wir sehen, daß man gar nicht wenige Kinder damals schon mit 4 Jahren in die Schule sperrte. Die Israelitische Freischule machte diese Unsitte nicht mit. Mir ist in diesen Jahren nur eine Ausnahme vorgekommen: Nr. 144 war 5 Jahre alt und war vorher schon bei Magnus in der Schule gewesen. Aufgenommen Juni 1822, blieb er bis Weihnachten 1831, also volle 9½ Jahre. In seinem Abgangszeugnis wird er bezeichnet als »ein

guter Schüler, obgleich etwas schlaff; für die vielen Jahre des Schulbesuchs nicht Fortschritte genug.« Richtiger hätte es vielleicht geheißen: **infolge** des verfrühten Schulbesuchs.

Bei der Israelitischen Freischule kann man sich eher wundern, daß viel zu alte Schüler aufgenommen wurden. Wie es Eltern gab, die ihre Kinder möglichst früh in der Schule unterzubringen suchten, um sie los zu sein, so kam auch das Umgekehrte vor. Wir finden einen Schüler Nr. 151, der mit 11 Jahren noch in keiner Schule gewesen war. Meistens freilich sind diese großen Knaben ohne Schulbildung Fremde, besonders Polen, die ziemlich oft Aufnahme fanden. Bei diesen lag die Schuld nicht an den Eltern, sondern an den traurigen Zuständen. Nr. 149 war aus Posen, trat, ein völliger Anfänger, mit 13 Jahren ein, entlief aber nach kurzer Zeit wieder. Nr. 150, aus Wronke in Posen, war mit 15 Jahren noch völliger Anfänger, wurde schon nach einem halben Jahr von seinen Verwandten wieder weggenommen. Nr. 266, 15 Jahre alt, aus Conin in Russisch-Polen, »hat (bei der Aufnahme) noch nicht das Mindeste gelernt.« Besser vorgebildet war Nr. 272, 17 Jahre alt, »hat seinen Lebenslauf als Arbeit eingereicht.« Er blieb 8 Monate in der Schule und gelangte bis in die erste Klasse. Nr. 282, 14 Jahre alt, war bisher in Petersburg gewesen, hatte außer etwas Lesen nichts gelernt. Er ward nach 5/4 Jahren entlassen, weil er nicht den nötigen Fleiß zeigte. Nr. 284, 13½ Jahre alt, hatte in Pyrmont einen Stundenlehrer gehabt, konnte aber nur mangelhaft lesen, noch mangelhafter schreiben und rechnen; er lebte in Hamburg von Unterstützungen, die aber nach 5/4 Jahren aufhörten, so daß er genötigt war, die Schule und Hamburg zu verlassen. Das sonderbarste Altersverhältnis zeigt Nr. 265, ein 22jähriger Holländer, der zehn Jahre ohne Unterricht und im Geschäft gewesen war. Er kam nach Hamburg, um sich hier auszubilden, besonders im Deutschen, und gehörte 3/4 Jahre der Israelitischen Freischule an. Ein wunderlicher Schüler scheint auch Nr. 133 gewesen zu sein, der am 17. April 1822 kam und schon am 20. April wieder ging. Zeugnis: »Ist wegen Raisonnement und Unzufriedenheit, daß er in den ersten vier Stunden noch nichts gelernt, wieder zurückgewiesen worden.«

Meistens scheinen die Knaben im Alter von 13—14 Jahren die Schule verlassen zu haben. Doch kommen auch Fälle vor, daß sie sehr viel früher ins Berufsleben treten. Nr. 222, 14jährig, war vier Jahre in der Talmud-Tora gewesen, dazwischen hatte er zwei Jahre gehandelt. Nr. 262 war 13 Jahre alt, besuchte früher die Talmud-Tora, dann war er lange ohne Unterricht gewesen.

Über den Beruf der abgegangenen Schüler gibt Kleys Festschrift (S. 41—42) einige Angaben: »So weit wir die Laufbahn unsrer Zöglinge verfolgen konnten, haben sich den Wissenschaften gewidmet 13 (zum Theil schon in Praxi, zum Theil noch auf der Hochschule), dem Lehrfache 8, der Musik 9, dem Seewesen 3, der Lithographie 2, dem Buchhandel 3; in Militär dienen 7 (in der hiesigen Garnison 6, darunter 2 als Conscribirte, die übrigen als Stellvertreter oder Freiwillige, 1 als Stabs-Fourier des Infanterie-Bataillons), 165—200 gehören dem Kaufmanns-, 75—100 dem Handwerksstande an; in verschiedenen andern Gewerben und Geschäften (Fabrik-, Tabakarbeiter, Dienstboten u. s. w.) sind circa 50 tätig; wenige aus der ersten Periode sind wieder zum Kleinhandel gegangen; 26 sind verstorben. Von den übrigen haben wir Zuverlässiges nicht erfahren.«

Mit Hülfe der beiden ersten Schülerverzeichnisse, die ziemlich genaue Angaben enthalten, habe ich diese Daten noch etwas vervollständigen können, allerdings nicht für die ganze Periode, die Kley im Auge hat. Denn das zweite Schülerverzeichnis geht nur bis Ostern 1830, während Kleys Festschrift 1841 erschien. Immerhin enthalten diese beiden ersten Verzeichnisse 385 Schüler. Bei 171 von diesen finden sich Angaben über ihren Beruf. Daß es nicht mehr sind, liegt daran, daß verhältnismäßig viele Schüler der Schule nur sehr kurze Zeit angehört haben und oft ohne Abmeldung einfach weggeblieben sind.

Die meisten von jenen 171 bestimmten sich zum regelmäßigen Handel, nämlich ungefähr 83. Die Zahl derer, die dem Kleinhandel anheimfielen, war nicht ganz so gering, wie Kley zu glauben scheint. Es waren nach den Verzeichnissen 13—15, es ist aber anzunehmen, daß viele von denen, über die keine Angaben vorliegen, in diese Rubrik gehören. Die Zahl der Handwerker beträgt 35—36. Und zwar sind ziemlich gleichmäßig alle möglichen Handwerke vertreten: Drechsler, Maler und Lackierer, Glaser, Schneider, Weber, Handschuhmacher, Schirmmacher, Sattler, Tapeziere, Schlosser, Messerschmiede, Goldschmiede, Uhrmacher, Papparbeiter, Instrumentenmacher und Lithographen. Außerdem sind noch 9 zu nennen, die meist wegen widriger äußerer Umstände wieder von diesem Beruf abgehen mußten. Arbeiter (Burschen, Zigarrenarbeiter, Hausknechte, Fabrikarbeiter) waren 13, Gelehrte wurden 5, Elementarlehrer 1, Musiker 1, Seeleute 2, Soldaten 2. Es starben während der Schulzeit 5 (Kley gibt irrtümlich 3 oder 4 für die Zeit bis 1841 an). Von manchen ist leider anzunehmen, daß sie in Elend und Laster verkommen sind.

Nicht selten wurden Schüler ausgeschlossen. Namentlich schien das Übel der Schulversäumnisse unausrottbar, sodaß 1825 beschlossen wurde, bei 150 unentschuldigt versäumten Stunden sollte Ausschließung erfolgen. 1833 hören wir wieder von einer ungünstig ausgefallenen Zensur, bei der namentlich die vielen Versäumnisse aufgefallen waren. Die Eltern wurden daher vorgeladen und ermahnt. Aber auch Diebstahl begegnet häufig. Ein anderer Grund zur Ausschließung war Unreinlichkeit. Noch 1835 mußten deswegen 4 Schüler entfernt werden, 2 überdies wegen Diebstahls.

Doch verstand man, Milde mit Strenge zu verbinden. Ein Schüler Nr. 311, der ausgeschlossen und dann auf eine Privatschule gegeben war, bat um Wiederaufnahme, indem er Zeugnisse beibrachte, die seine Besserung bewiesen. Seine Bitte wurde gewährt.

Strenge Zucht war damals allgemein üblich, auch die Israelitische Freischule bildete keine Ausnahme. Man suchte die Strafen eindrucksvoll zu gestalten, damit sie abschreckend wirkten. So heißt es 1826, daß ein Schüler wegen Diebstahls zwar nicht als unverbesserlich entlassen, aber feierlich in Gegenwart der Schüler und eines Direktors gezüchtigt werden soll, und zwar körperlich. Doch waren die Ansichten über die Zweckmäßigkeit von körperlichen Strafen schon damals geteilt. Bei einer Besprechung über die Schuldisziplin, die in einer Direktionssitzung 1826 stattfand, bekannte Dr. Kley sich als ein Gegner des Schlagens überhaupt; wenn es aber beibehalten würde, so solle es wenigstens nicht durch die Lehrer selbst geschehen, sondern nur durch den Custos. Die Mehrheit stimmte ihm jedoch nicht bei. Ein Jahr später beschwerte Kley sich aufs neue darüber, daß die Lehrer zu häufig schlügen, und diesmal drang er wenigstens insoweit durch, daß das Schlagen durch die Lehrer selbst von nun an unterbleiben sollte. Überdies sollte eine Strafordnung entworfen und den Lehrern in der nächsten Lehrersitzung mitgeteilt werden. Jedoch ist von dieser Strafordnung in der Folge keine Rede mehr. Wir hören nur, daß 1833 den Lehrern Mäßigung im Erteilen von Strafen empfohlen wird, namentlich sollte das Ausschließen vom Unterricht unterbleiben. Auch über die Strafe des Nachsitzens sprach man sich aus, es scheinen Stimmen laut geworden zu sein, die auch diese Strafe verbannt wissen wollten. Deshalb betonte 1831 das Lehrerkollegium in einer Sitzung aufs neue ihre Notwendigkeit und beschloß, daß jeden Montag und Donnerstag zwei Stunden dafür angesetzt werden sollten. Die Direktion genehmigte diese Maßregel, und dem Custos wurde zur Pflicht gemacht, über die Sträflinge die Aufsicht zu führen. Man sieht, der Custos hatte

damals auch mit der Zucht zu tun, und zwar nicht bloß als Prügelmeister. Als 1825 durch den Tod des Custos Ascherson die Stelle erledigt war und sich mehrere Bewerber meldeten, empfahl der Oberlehrer den einen darunter mit der Begründung, daß er nicht ohne Bildung sei und sich deshalb besser zur Beaufsichtigung der Kinder eigne.

Von größerer Wirkung als alle Strafen dürften die moralischen Mittel gewesen sein, die die Schule nach sorgfältig erwogener Methode anwandte. Hier sind namentlich die Zensuren zu nennen. Es waren dies nicht etwa Schulfeiern, wo die Schüler im Chor sangen und einzelne zur Freude der Mütter durch deklamatorische Vorträge glänzten, sondern es waren ernste Abrechnungen, bestimmt, die Guten zu belohnen, die Schlechten zu beschämen und alle in der Pflicht zu befestigen .In der ersten Zeit wurden die sämtlichen Zeugnisse vorgelesen, wobei man sich erinnern muß, daß sie nicht wie heute aus bloßen Nummern bestanden. Als dann die Schülerzahl anwuchs, wurde 1826 beschlossen, von dieser Verlesung abzusehen, weil sie zu ermüdend sei. Es sollte nur ein allgemeiner Überblick gegeben werden. Hernach wurden die guten Schüler bei Namen aufgerufen, die schlechten gleichfalls. Jedoch wurde seit 1826 die mildere Praxis beobachtet, daß die schlechten nur noch durch ihre Schulnummern gekennzeichnet wurden. So ward ihnen die öffentliche Beschämung erspart, wogegen die Mitschüler und die Eltern dennoch imstande waren, von dieser Rüge Notiz zu nehmen. Daß es an Mahnungen nicht fehlte, versteht sich, und von einem Manne wie Kley ist anzunehmen, daß seine Schulreden recht eindrucksvoll waren. Diese Art der Zensur blieb, auch nachdem die alten Examina aus der Mode gekommen waren, eine Eigentümlichkeit der Schule, die allen ältern Schülern aus der Periode Rées noch in lebendiger Erinnerung sein muß.

Auf Wunsch einiger Schulgeld zahlender Eltern wurde 1825 eine Abendschule eingerichtet, wo die Kinder ihre Schularbeiten unter Aufsicht machen und noch in einigen Gegenständen neu unterrichtet werden konnten. Natürlich mußten die Eltern den Unterlehrer, der dafür angestellt wurde, bezahlen. Ein weiterer Antrag einiger Eltern, auch das Jüdischschreiben in den Lehrplan aufzunehmen, wurde verworfen, »als dem nächsten Zwecke und Bedürfnisse einer Bürgerschule nicht entsprechend.« Beiläufig bemerkt, ist dies meines Wissens das erste Mal, wo die Schule als Bürgerschule bezeichnet wird.

Da am Sonntag Vormittag die Kinder oft ohne Erlaubnis wegblieben (der Sonntag-Nachmittag war ohnehin schulfrei), ferner auch



die Lehrer nur ungern am Sonntag unterrichteten, so ward 1826 der Sonntagsunterricht abgeschafft. Freilich hatte das auch seine Schattenseite. Den Sonnabendsunterricht einzuführen war unmöglich, schon wegen des Gottesdienstes im Tempel, wo der Oberlehrer als Prediger angestellt war und viele Schüler als Chorsänger beschäftigt waren. Daß aber zwei schulfreie Tage eine gewisse Verwilderung herbeiführten, ist leicht zu begreifen. In der Tat liegt die Beschwerde eines Vaters aus dem Jahre 1837 vor, der im Namen vieler Eltern um Abstellung bat. Dr. Kley sollte vorläufig hierüber Bericht erstatten. Wie dieser gelautet hat, erfahren wir nicht.

Ferien hatte die Schule nicht. Im Aussicht gestellt waren diese zwar schon im Gesetzentwurf von 1820, aber noch 1835, nachdem die Lehrersitzung eine Ferienordnung festgestellt hatte, lehnte die Direktion sie ab. Ein schulfreier Tag für die geplagte Schuljugend war das sogenannte Waisengrün, das in Hamburg allgemein als Volksfest begangen wurde. Im übrigen begnügte man sich mit den kirchlichen Festen. Das hatte aber einen Übelstand im Gefolge. Dr. Kley erbat und erhielt wiederholt Urlaub zu seiner Erholung. Als er 1836 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit wiederum Urlaub, und zwar auf zwei Monate forderte, da willfahrte die Direktion ihm nur mit vielen Bedenken. Bei der Stellung, die der Oberlehrer hatte, waren diese langen Erholungsreisen für die Schule in der Tat eine nicht unbedenkliche Sache. Vielleicht hätte die Direktion besser getan, die Schule regelmäßig im Sommer auf ein paar Wochen zu schließen. Sie unterließ es vermutlich aus Besorgnis, der Müßiggang könne die Schüler ungünstig beeinflussen.

Im ganzen sehen wir die Schule in dieser Zeit in erfreulicher Entwicklung begriffen, und dies wurde auch nach außen anerkannt. Eine so unscheinbare Rolle sie, äußerlich betrachtet, auch spielte, so spricht doch manches dafür, daß ihre Leistungen Beifall fanden, ja daß sie sich eines nicht geringen Ansehens erfreute.

Schon der beständige Andrang zahlender Schüler spricht für ihre Beliebtheit. Es muß für bemittelte Eltern keine Kleinigkeit gewesen sein, ihre Söhne einer Armenschule anzuvertrauen, deren Zöglinge zum großen Teil der Hefe der Bevölkerung angehörten, Unreinlichkeit und noch schlimmere Laster aufwiesen. Wenn dennoch die Eltern sich über dies alles hinwegsetzten, so muß die Schule durch bedeutende Vorzüge jene Nachteile wettgemacht haben. Ferner wird die Beliebtheit der Schule bewiesen durch die ansehnlichen Gaben, die ihr fortgesetzt zuflossen, auch von Leuten, die nicht gerade zu den Reichsten gehörten. Auch außerhalb Hamburgs genoß die

Schule eines guten Rufs und wurde viel beschickt. Bereits im Jahre 1821 fragte ein angesehener Mann aus Kassel an, ob die Freischule, von deren Vortrefflichkeit er sich gelegentlich eines Besuchs überzeugt hatte, nicht auch Kinder aus Kassel aufnehmen könne, da es dort keine jüdische Armenschule gab. Wahrscheinlich wäre die Zahl auswärtiger Schüler noch größer gewesen ohne die Ängstlichkeit des Gemeindevorstands, der unaufhörlich bemüht war, den Zuzug von Juden fernzuhalten, und 1823 sogar verlangte, die Schule solle überhaupt keine »Ausländer« aufnehmen.

Groß war auch die dankbare Teilnahme der abgegangenen Schüler. Der Verein ehemaliger Schüler der Stiftungsschule von 1815, der 1888 anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums Rées ins Leben trat, hatte schon 1828 einen Vorgänger. Kley (S. 28) sagt darüber: »Die öffentliche Prüfung der Freischule im Dezember 1828 hatte zur Folge, daß eine Anzahl israelitischer bemittelter junger Leute, meist solcher, die entweder noch die Schule besuchten oder sie erst unlängst verlassen hatten, sich angeregt fühlten, in einem Verein zusammenzutreten, um auch ihrerseits und nach ihren Kräften Gutes zu wirken . . . Die Gründer des Vereins, selbst junge Leute, forderten auch nur solche zum Beitritt auf, weil sie es für angemessen hielten, daß da, wo für die Jugend gewirkt werden sollte, wenn möglich auch von der Jugend selbst es geschehen müßte; daher der anfängliche Name: Wohltätigkeitsverein junger Leute. Es sollte jedoch dadurch keine Ausschließung von Erwachsenen . . . . ausgesprochen werden.« Der Verein unterstützte arme jüdische Studierende, nicht nur solche, die die Universität besuchten, sondern auch solche, die sich privatim dem Lehrfach widmen wollten. Schüler der Israelitischen Freischule wurden bevorzugt.

Auf eine sehr schöne Weise trug ein junger Mann seine Dankesschuld ab. Als 1828 der Rechenlehrer Jeiteles infolge eines Falls auf einige Monate das Haus hüten mußte, da erbot sich ein ehemaliger Zögling der Anstalt, Aby Meldola, der für kaufmännisches Rechnen und Mathematik sehr begabt war, aus Dankbarkeit gegen die Schule und seinen einstigen Lehrer, dessen Stunden unentgeltlich zu übernehmen, was gern angenommen wurde.

1824 erhielt der Präses Wilda die Mitteilung, es gedenke jemand ein ansehnliches Legat (3000 Louisdor, d. i. ungefähr 42 000 ℳ) zu stiften zur Gründung einer Mädchenschule, die ganz im Geiste der Israelitischen Freischule geführt werden solle. Die Direktion wurde aufgefordert, die Gründung in die Hand zu nehmen. So wohlwollend sie jedoch dem Gedanken gegenüberstand, mußte sie doch abwarten,



daß der Plan greifbare Gestalt erhielte. Der Gedanke scheint dann aufgegeben worden zu sein.

Gern würden wir etwas erfahren über das Verhältnis der Schule zu andern Anstalten. Es ist gewiß nicht zu glauben, daß die sämtlichen Einrichtungen und Maßregeln der Israelitischen Freischule dem Kopfe der Direktoren und der Lehrer entsprungen seien, sondern man wird ohne Zweifel auch das, was sich anderswo bewährt hatte, nachgeahmt haben. Doch liefern die vorliegenden Quellen hier kein hinreichendes Material. Nur daß mit dem Israelitischen Gewerbeverein freundliche Beziehungen unterhalten wurden, erfahren wir. Die jungen Handwerker, die diesem Verein angehörten und worunter vermutlich manche ehemalige Schüler der Anstalt waren, empfingen von Wohlwill am Sonnabend Religionsunterricht, wofür die Direktion 1825 eine Klasse nebst Feurung zur Verfügung stellte. Ebenso überließ die Direktion einen Klassenraum für die Zeichenlehrlinge des Vereins (1826). Der Verein war seinerseits um Unterbringung von ehemaligen Schülern bemüht. Sonst hören wir fast nur von Beziehungen zur Talmud=Tora, die jedoch meist unfreundlich waren. Schon April 1820 begannen die Reibungen. Es hatten sich viele Schüler aus der Talmud=Tora für die Israelitische Freischule gemeldet, und die Direktion überlegte, ob sie deshalb sich mit dem Vorstand der Talmud=Tora ins Einvernehmen setzen oder jene Schüler ohne weiteres aufnehmen solle. Man entschied sich für das letztere, denn man sah eine Übereinkunft als aussichtslos an, da die Talmud=Tora »in einem gewissen feindlichen Gegensatz mit unsrer Anstalt stehe und sich immer mehr darin festzustellen suche.« Der Gemeindevorstand bemühte sich dann seit 1823 um ein Kartell mit der »Armenschule in der Elbstraße.« Bald aber erhob sich die Klage, daß die Talmud=Tora den Bedingungen nicht nachkam, und da Vorstellungen nichts nützten, hob die Direktion das Kartell wieder auf. Erst 1832 wurde es erneuert, die beiden Schulen kamen überein, sich nicht gegenseitig ihre Schüler ohne Zeugnis abzunehmen.

Nur weniges ist noch über die Schulfeiern dieser Periode hinzuzufügen. Ich habe schon gesagt, daß die Schule der jährlichen Examina bedurfte, um sich der Öffentlichkeit zu zeigen. Die gedruckten Programme, die beim Examen verteilt wurden, pflegten einen Aufruf zu Beihülfen zu enthalten. Auch brachte die bei dieser Gelegenheit stattfindende Sammlung stets einiges Geld. So ist es verständlich, wenn für diese Feiern ziemlich beträchtliche Summen aufgewandt wurden, übrigens nicht annähernd soviel wie anderswo, verwandte doch z. B. die Talmud=Tora 1829 auf ein

Examen 360 ℳ (Goldschmidt S. 60). Verherrlicht wurde das Examen durch Musik; so dichtete Kley 1828 für diesen Zweck eine Cantate, die von einem neunjährigen Wunderkinde namens Stein, vielleicht dem Sohn des damaligen Gesanglehrers, in Musik gesetzt ward. 1829 wurde der hundertjährige Geburtstag Moses Mendelssohns (geboren 10. September 1729) von der Schule festlich begangen. Die Feier fand lebhafte Anerkennung in den Zeitungen. In den dreißiger Jahren ließ man das Examen mehrmals ausfallen, vielleicht weil man fand, daß die Schule solcher Lockmittel nicht mehr bedürfe.

Inzwischen verfolgte die Direktion stetig den Plan, statt der ungenügenden Räumlichkeiten, wo die Schule eingemietet war, ein eigenes Schulhaus zu erwerben. Schon am 19. Dezember 1825 fand eine Beratung wegen eines angebotenen Bauplatzes statt. Aber erst 1829 kam die Angelegenheit in Fluß. Nachdem der Plan, den Tempel zu bestimmen, daß er entweder auf seinem Grund und Boden der Schule ein Haus baute oder ihr wenigstens den Grund überließe, gescheitert war, ward im Oktober 1829 eine Kommission eingesetzt, bestehend aus fünf der angesehensten Kontribuenten und zwei Direktoren. Das Erbe des Kutschers Gerken auf dem Zeughausmarkt wurde dann passend gefunden und im März 1830 für 24000 ℳ gekauft. Nun ging man mit dem größtem Eifer an die Einrichtung des neuen Gebäudes. Ein Umbau war nicht von nöten. Es wurden drei Zimmer im Erdgeschoß und eins im obern Stock zu Klassen bestimmt, und so blieben noch einige Räumlichkeiten zu weiterer Verfügung. Mehrere von diesen bezog Dr. Wohlwill, im Keller erhielt der Custos seine Wohnung. Dr. Kley wohnte neben dem Schulgebäude. Die Fassade erhielt die einfache Aufschrift: Israelitische Freischule. Die Schule ward wegen Umzugs vierzehn Tage geschlossen.

Am 31. Oktober 1830 fand die feierliche Einweihung statt. Eingeladen wurden dazu die Vorsteher der beiden jüdischen Gemeinden, die früheren Direktoren, die damaligen und früheren Vorsteherinnen des Wohltätigen Frauenvereins, das Armenkollegium, die Tempeldirektion, die Direktion des Israelitischen Gewerbevereins, einige Schulmänner und, obgleich man wegen des beschränkten Raums in Verlegenheit war, sämtliche Kontribuenten. Einige Tage vor und einen Tag nach der Einweihung war das Schulhaus dem Publikum zur Besichtigung geöffnet, was in den »wöchentlichen Nachrichten« angezeigt ward.

Die Beliebtheit, der sich die Anstalt erfreute, fand ihren Ausdruck auch in sehr ansehnlichen Geschenken. Salomon Heine, der



durch seinen Reichtum und seine Wohltätigkeit bekannte Bankier, dem sein Neffe Heinrich Heine in einem seiner schönsten Gedichte ein Denkmal gesetzt hat, gab 1000 ℔ Bco. Die gleiche Summe gab der ebenso wohltätige Lazarus Gumpel, gleichfalls bekannt durch Heine, der ihn allerdings nur von der lächerlichen Seite genommen hat. Je 300 ℔ Bco gaben die Gebrüder Gumpel und Hartwig Hesse, der schon früher nicht unansehnliche Summen gespendet hatte. Im ganzen betrugen die Geschenke ungefähr 3500 ℔.*) Der Senat bewies sein Wohlwollen, indem er nicht nur die beim Einkauf von Grundstücken festgesetzte Abgabe von 1 %, sondern (wie auch bei den übrigen öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten) die Grundsteuer erließ.**)

Erst später sollte die ganze Vortrefflichkeit der Lage des neuen Schulgebäudes zur Geltung kommen. Es lag nicht nur besonders hoch und daher gesund, sondern auch (seit 1868) in unmittelbarer Nähe schöner Gartenanlagen, und kein Straßenlärm drang in die Klassenräume; denn auch der Zeughausmarkt hat keinen lebhaften Verkehr.

Der Einweihungsfeier verdanken wir auch die schon früher erwähnte Festschrift von Dr. Wohlwill. Heute würde man wohl anstehen, sie eine Festschrift zu nennen, denn ihr Äußeres ist, nach der Weise jener anspruchslosen Zeit, das denkbar schlichteste, sie ist ein unscheinbares Heftchen auf Löschpapier. Desto wertvoller ist ihr Inhalt, der von dem idealen Geist ihres Verfassers ein rühmliches Zeugnis ablegt, zugleich aber auch von seinem klaren Verstand und seiner gediegenen Sachkenntnis. Denn die Schrift enthält eine Menge nützlicher Winke für die Leiter der Schüler, für die Eltern und für alle ihre Freunde und Gönner.

Wohlwill will keine Geschichte der Schule geben. Er will ihre Verdienste ins rechte Licht stellen, will sie gegen Vorwürfe verteidigen, will angeben, wie sie ihre Zwecke noch besser als bisher erreichen kann. Nur weniges sei hier aus dem reichen Inhalt hervorgehoben.

Die Schrift weist auf die Vorteile hin, die aus der Mischung der Stände hervorgehen. »Die Armen gewinnen durch das Beispiel, das sie täglich vor Augen haben, an Anstand und Sauberkeit; die Söhne der Bemittelten werden durch ihre Nachbaren früh mit der Genügsamkeit, einfachen Lebensweise und auch wohl mit der Not der Armen vertraut.« Zurückgewiesen wird der oft gemachte Vor=

*) Nicht »nahe an 3000 ℔«, wie Kley sagt.

**) So nach Kley S. 30, die Protokolle enthalten darüber nichts.

wurf, die Schule lehre zu vielerlei. Keiner ihrer Lehrgegenstände könne in einer Bürgerschule, die ihre Zöglinge auf mannigfaltige, auch nicht ganz niedrige Berufe vorbereiten solle, entbehrt werden. Und nicht erwiesen sei, daß hier das Wesentliche durch das Unwesentliche verdrängt werde, oder daß man über dem Umfang die Gründlichkeit versäume. Andre machen der Schule den Vorwurf, sie lehre die Armen zuviel. Die Kinder der Armen, behaupten sie, dürften ja nicht zu verständig, aufgeklärt und gebildet werden. Dies meinen einige allerdings in guter Absicht, aus Liebe zu den Armen selber, weil sie fürchten, diese könnten durch das Wissen unzufrieden und in ihrem Stande untüchtig werden. Aber aus welchem Grunde immer sie zu dieser Meinung kommen, sie sind auf falschem Wege. »Man sollte längst davon zurückgekommen sein, daß eine rohe, unkultivierte Masse auch nur leichter zu beherrschen sei, als Menschen, die über ihre Verhältnisse und über das, was den Menschen als solchen angeht, richtig denken und urteilen gelernt haben; geschweige, daß sie emsigere, nützlichere und umgänglichere Mitglieder der Gesellschaft abgeben. Auch der wohlerzogene Mensch kann, unter den Truggestalten einer Zeit voll Gährung und Umtriebe, eine Zeitlang über seine wahren Interessen getäuscht und irregeleitet werden; aber der ungebildete Haufen wird am leichtesten der Spielball jedes böswilligen Aufwieglers.«

Die großen Schwierigkeiten, die sich aus der gesetzlichen Einschränkung der Juden ergeben, verkennt Wohlwill nicht. Aber in schönem Idealismus hofft er, daß aufrichtiges Streben, uneigennütziger Eifer der einzelnen auch ohne politische Mittel mit ihnen möge fertig werden. »Und wenn es erst mit recht vielen Einzelnen auch aus der untersten Klasse dahin gekommen ist, daß sie in der Gesellschaft eine Stellung einnehmen, in der ihnen selbst Mißgunst, Übelwollen und Intoleranz die wohlverdiente Anerkennung und Achtung nicht schmälern können: muß es dann nicht auch mit der Gesamtheit bald besser werden?« Zum Schluß bekennt er sich als ein gläubiger Anhänger der Lehre von der Kraft der Wahrheit, von dem schließlich unausbleiblichen Sieg der gerechten Sache.

Kaum war das neue Schulgebäude eingeweiht und bezogen, so wurde es der Schauplatz heftiger Streitigkeiten.

Diese gingen im letzten Grunde zurück auf das verkehrte Verhältnis zwischen den beiden ordentlichen Lehrern. Die Direktion verlangte von beiden die gleiche Aufopferung, aber sie behandelte beide nicht gleich. Wohlwill war viel geringer besoldet, obgleich er allem Anschein nach seinem Vorgesetzten weder an Wissen noch an

Lehrbefähigung nachstand. Dennoch stand er auch 1829, nach mehrfacher Aufbesserung, immer noch um ungefähr 1000 ℳ hinter Kley zurück. Von Erholungsreisen, wie sie diesem häufig bewilligt wurden, war vollends bei ihm keine Rede. Auch glaubte er Anspruch auf mehr Einfluß zu haben. Schon 1825 äußerte er allerlei Wünsche. Man ging nicht auf seine Forderungen ein, besonders widersetzte sich Kley der Gehaltserhöhung, da er selbst nähere Ansprüche habe. Zwei Jahre später erneuerte Wohlwill seine Beschwerden. Er wünschte ein größeres Fixum, da die Beteiligung am Schulgeld doch eine zu unsichere Sache war, er beklagte sich auch, daß ihm bei manchen Gelegenheiten zu viele Stunden aufgebürdet seien. Die Direktion wollte davon nichts wissen, eine Erhöhung des Fixums erlaubten die sehr unsichern Einkünfte der Schule nicht, und was die Unterrichtsstunden betrifft, so fand man es der Würde eines ordentlichen Lehrers nicht angemessen, um einige Stunden mehr, die der Lehrplan und das Interesse der Schule erheischten, zu unterhandeln. Wohlwill gab sich jedoch nicht zufrieden, er bat um die Erlaubnis, zur Direktionssitzung zugelassen zu werden, um seine Sache nochmals und persönlich zu verteidigen. Er wurde denn auch einige Tage darauf eingeladen und klagte besonders, daß ihm nicht der ihm gebührende Einfluß vergönnt sei. Kley scheint sehr eifersüchtig auf seine Stellung gewesen zu sein, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der findet in den Protokollen schon früh eine leise Gegnerschaft zwischen den beiden Lehrern. Es kam zu einer höchst erregten Auseinandersetzung, sodaß die Sitzung, ohne daß es zu einem Beschluß kam, in tumultuarischer Weise aufgehoben werden mußte.

Dies war am 2. Dezember 1827. Die Protokolle sagen nicht, wie die Sache weiter verlief, da aber Wohlwills Wünsche jedenfalls in der Hauptsache unberücksichtigt blieben, so muß auch seine Mißstimmung angedauert haben. Bald hatte er neuen Anlaß, sich gekränkt zu fühlen, diesmal nicht von seiten der Direktion, sondern des Gemeindevorstandes. Im März 1829 beschwerte er sich bei der Direktion, daß er vom Gemeindevorstand zu einem Beitrag herangezogen worden sei, und zwar als »fremder Israelit«. Die Direktion gab ihm Recht und bezeichnete es als ihre Pflicht, »einen ihrer wackersten Lehrer bei den Behörden zu vertreten und ihn in seinen geziemenden Forderungen und Ansprüchen zu unterstützen.« Allein der Gemeindevorstand blieb hartnäckig. Wohlwill empfand die Kränkung so bitter, daß er im März 1830 der Direktion erklärte, er sehe sich genötigt, wenn ihm sein Recht nicht zuteil werde, auf den 1. Juni des Jahres seine Stellung zu kündigen. Die Direktion

empfand den bevorstehenden Verlust sehr schmerzlich. Sie übernahm im Namen der Schule die Zahlung aller Steuern, die Wohlwill seitens der Gemeinde auferlegt waren, auch die der bereits fälligen. Doch auch dies schaffte den Zwist nicht aus der Welt, da weder der Gemeinde=vorstand noch Wohlwill ihren prinzipiellen Standpunkt aufgeben wollten.

So standen die Dinge zur Zeit der Verlegung der Schule. Da legten einige namhafte Freunde der Schule sich ins Mittel, an ihrer Spitze der Mann, auf den alle mit Ehrfurcht als auf den Vater der Schule blickten, der auch, nachdem er aus der Direktion ausge=schieden war, nie mit seinem tatkräftigen Beistand gekargt hatte, Jakob Oppenheimer.

Am 4. Dezember 1830 kam ein Schreiben folgenden Inhalts bei der Direktion zur Verlesung: wenn die Israelitische Freischule sich bisher einer so regen Teilnahme erfreut habe, so rühre dies daher, daß die äußere und innere Leitung der Schule allen billigen Forderungen entspräche, die man an eine Volksschule stellen dürfe. Sollte nun die Gesundheit der Anstalt nicht gestört werden, so müßten die Lehrer, die sie bisher zur allgemeinen Zufriedenheit geleitet, ihr erhalten bleiben, da jeder Wechsel Rückschritte bringe. Es sei daher den Unterzeichneten ebenso überraschend wie der Direktion gewesen, daß der geschätzte Lehrer Herr Dr. Wohlwill, der seit acht Jahren der Schule seine Kräfte gewidmet, zu Ostern sie verlassen wolle. Sie hielten es für ihre Pflicht, der Schule diesen Lehrer zu erhalten, und es gereiche ihnen zum besonderen Vergnügen, melden zu können, daß Herr Dr. Wohlwill unter besonderen Bedingungen zu bleiben gesonnen sei. Herr Jakob Oppenheimer sei bereit, die dazu angekündigten Verhandlungen zu leiten. Falls dabei finanzielle Rücksichten obwalten sollten, so möge die Direktion sich der ferneren tätigen Unterstützung der Unterzeichneten versichert halten. Sie erlaubten sich hierbei die Bemerkung, ein Lehrer einer öffentlichen Schule müsse so gestellt sein, daß er nicht nötig habe, allzu sehr auf andern Erwerb bedacht zu sein.

Unterzeichnet war das Schreiben von 14 Kontribuenten, darunter Salomon Heine, Lazarus Gumpel, G. G. Cohen, Dr. Levy, Dr. Gottlieb Salomon (dem Kollegen Kleys am Tempel), lauter Männern, deren Eifer für die Schule außer Frage stand.

Nach Verlesung dieses Schreibens erklärte einer der Direktoren, der Arzt Dr. Gerson, daß er diese Einmischung für unzulässig halte. Ihm traten ein anderer Direktor, Conitz, und der Oberlehrer bei. Die vier andern stellten sich nicht auf diesen formalen Standpunkt,

sie waren dafür, das Schreiben zu berücksichtigen, nachdem sie erst Dr. Wohlwills Bedingungen erfahren hätten. Da die Meinung laut ward, man könne, indem man jene angesehenen Kontribuenten zurückwiese, es dahin bringen, daß sie der Schule ihre Beiträge entzögen, so überreichte Kley ein schon in einer vorhergehenden Sitzung vorgelegtes versiegeltes Schreiben, auf dessen Umschlag bemerkt war, wenn die Verhandlung auf einen gewissen Punkt gekommen sein werde, so sei es zu öffnen, um die Direktion zu beruhigen. Dies in mehr als einer Beziehung merkwürdige Schreiben lautete:

»Durch Gegenwärtiges verpflichte ich Endesunterzeichneter mich gegen die löbliche Direktion der Israelitischen Freischule, jeden Verlust an Contribuenten-Geldern, welcher der Schule dadurch entstehen könnte, wenn Herr Dr. Wohlwill nicht an der Schule bleiben sollte, aus meinen Mitteln zu ersetzen, dergestalt, daß für jeden Contribuenten, der nach seiner ausdrücklichen Erklärung deswegen seinen Beitrag zurücknimmt, das Quantum des Beitrages von meinem Gehalt mir gekürzt werden möge, und dies bis zum vollen Fixum von 1600 ℳ Cour. — Sollten es überhaupt die Umstände durch unvorhergesehene Ereignisse fordern, so bin ich erbötig, der Schule auf so lange Zeit, als die Not, welche Gott verhüten möge, anhält, ohne alles Gehalt nach wie vor zu dienen. Gern und freudig bringe ich dieses Opfer aus Liebe zu der Anstalt, und um ihre Ehre und Würde, ihre Selbständigkeit aufrecht halten zu helfen, und werde mich freuen, wenn löbliche Direktion in demselben Sinne dieses Anerbieten annehmen wollte, als ich es von ganzem Herzen mache.

Hamburg, den 3. November 1830.

Eduard Kley, Dr. und Oberlehrer.«

Hierauf wurde die Beantwortung des Schreibens der Vierzehn, die beschlossen war, um mehr als zwei Monate verzögert, und zwar durch die Schuld des Vorgesetzten Michaelis, der zwar Dr. Wohlwill wegen seiner Bedingungen befragte und von ihm auch schon am 13. Dezember ein Schreiben erhielt, dann aber bis zu einer am 12. Februar stattfindenden Sitzung nichts tat, um die Sache zu fördern — eines jener Versehen, die bei einer mehrköpfigen Leitung sich unausbleiblich einstellen. Es ging infolgedessen ein zweites Schreiben der Vierzehn ein, die dringend um Antwort baten, damit nicht die Frist versäumt werde. Während man nun über den Wortlaut der Antwort verhandelte, überreichte ganz unerwartet Dr. Gerson ein Schreiben, das er während der Sitzung

abgefaßt hatte, und worin er in der schroffsten Form seinen Austritt aus der Direktion ankündigte. Bei diesem Entschluß blieb er trotz allen Bitten.

Es ward nun an die vierzehn Kontribuenten eine Antwort erlassen. Die Direktion entschuldigte das Versäumnis, so gut es ging, und erklärte sich gern bereit, die Vermittlung Jakob Oppenheimers anzunehmen.

Dieser erklärte darauf nochmals seine Bereitwilligkeit, die Angelegenheit zu vermitteln, und wünschte, zu diesem Zwecke einer der nächsten Direktionssitzungen beizuwohnen. Er erschien am 13. März, und der Zwist ward endgültig geschlichtet. Die Forderungen Wohlwills wurden bewilligt. Sein Gehalt wurde auf 1500 ℔ festgesetzt. Für den Fall, daß die verminderten Einnahmen der Schule eine Herabsetzung des Gehalts nötig machten, sollte er wenigstens ein halbes Jahr zuvor davon in Kenntnis gesetzt werden. Er erhielt den Titel eines ersten ordentlichen Lehrers. Er hatte den Oberlehrer in dessen Abwesenheit zu vertreten. Die Paragraphen der Schulgesetze, die als unvereinbar mit dem Ansehen eines studierten Lehrers erkannt würden, sollten bei einer demnächstigen Revision entfernt werden (freilich blieb diese Revision, wie wir schon gesehen haben, vorläufig unausgeführt). Endlich erhielt Wohlwill eine beratende Stimme für diese Revision sowie für alle Besprechungen wissenschaftlicher und disziplinarischer Gegenstände.

In derselben Sitzung gab Jakob Oppenheimer auch die nötigen finanziellen Garantien. Er legte das Subskriptionsbuch vor, das an neuen, für diesen Zweck aufgebrachten Beiträgen 4—500 ℔ aufwies, und erklärte, daß er für die Vervollständignng der Subskription bis zum vollen Betrage von 500 ℔ hafte.

Wir haben schon früher gesehen, daß die Beiträge der Subskribenten in jener Zeit den weitaus größten Posten der Einnahmen bildeten. Dies um so mehr, da der Ankauf des Schulhauses fast das gesamte Kapital der Schule verschlungen hatte, das allerdings in den nächsten Jahren durch eine Reihe von Legaten wieder anwuchs. Die Bürgschaft Oppenheimers war also eine sehr bedeutsame Sache. Trotzdem verzeichnen, wie wir ebenfalls schon gesehen haben, die Abrechnungen der Schule, soweit sie vorliegen, für die nächsten Jahre einen merklichen Rückgang in den Kontribuentengeldern, der um so mehr ins Gewicht fällt, da auch die Schulgelder zurückgingen. Die gelegentlichen Geschenke hatten zwar nie große finanzielle Bedeutung gehabt, bezeichnend ist aber immerhin, daß auch sie in den folgenden Jahren abnahmen. Es läßt sich nicht verkennen,

daß die Schule, was ihre Stellung nach außen betrifft, in den dreißiger Jahren einen Rückgang zeigt. Die Frage, wie man durch Heranziehung neuer Kontribuenten den Finanzen aufhelfe, beschäftigte denn auch die Direktion wiederholt. Es wurde dafür 1833 ein eigener Ausschuß gewählt, doch offenbar ohne besonderen Erfolg. Was den Andrang der Schüler betrifft, so war er allerdings eine Zeitlang gering: 1830 wurden nur 26 Schüler aufgenommen, und es wurde, da ohnehin die vorhandene Schülerzahl verhältnismäßig niedrig war, 1831 eine Bekanntmachung in den Synagogen und im Tempel erlassen. Doch hob sich die Schülerzahl dann wieder etwas. 1831 betrug die Zahl der Aufgenommenen 33, 1832 36, 1833 31, 1834 44. Dann beobachten wir ein erneutes Sinken, 1835 sind es nur 23, 1836 29, 1837 jedoch wieder 37. In dieser Beziehung behauptete wohl die Schule im ganzen ihren Stand. Eher ist vielleicht der Punkt beachtenswert, daß Schüler mit ungewöhnlich hohen Schulgeldsätzen (bis zu 90 ℳ) seit 1835 nicht mehr vorkommen. Doch sind diese auch in den vorhergehenden Jahren so vereinzelt, daß es voreilig wäre, darauf Schlüsse zu bauen und etwa zu folgern, daß das Ansehen der Schule sich vermindert hätte.

Ob auch die Leistungen zurückgegangen sind, läßt sich schwer sagen. Kley (S. 32) behauptet es, er sagt, der Zeitraum 1830—1838 müsse in jeder Hinsicht als einer der schwächsten im Leben der Schule bezeichnet werden. Auch die Direktion äußerte sich in mehreren Sitzungen in demselben Sinne. 1837 ward der Oberlehrer beauftragt, wegen des schlechten Standes der Schule eine Lehrersitzung einzuberufen. Es fand auch wirklich aus diesem Anlaß nicht e i n e Lehrersitzung statt, sondern drei. Hier äußerten sich die meisten Lehrer weniger pessimistisch als Kley. Insbesondere gab Wohlwill zwar manche Mängel zu, doch seien diese teils unabänderlich, teils müßten sie im Einzelnen durch die gewöhnlichen Maßregeln allmählich beseitigt werden. Schuster fand, daß die fähigeren Schüler schneller aus den untern Klassen in die höhern gefördert werden müßten. Dem stimmte Kley bei und legte daraufhin einen neuen Lehrplan vor. Dessen Durchführung gehört jedoch schon der folgenden Periode an.

In seiner Festschrift findet Kley die Gründe des Niedergangs in dem häufigen Wechsel der Lehrer sowie in mehrmaligen Erkrankungen, die längere Vertretungen nötig gemacht hätten. Die Quellen bestätigen diese Auffassung aber nicht. Das Lehrpersonal war in den dreißiger Jahren stetiger als früher. Und was die angeblichen vielen Erkrankungen betrifft, so ist zwar ein zahlenmäßiger

Nachweis nicht möglich, da die Abrechnungen der Lehrerkrankenkasse uns erst von 1843 an vorliegen, aber weder aus den Sitzungsberichten der Direktoren noch aus denen der Lehrer ergibt sich eine Bestätigung von Kleys Annahme. Daß nicht etwa Pflichtversäumnisse der Lehrer den Rückgang bewirkt haben, darf man wohl mit gutem Grund behaupten, auch wird ja der Eifer der Lehrer von Kley nicht in Zweifel gezogen, und auch die Direktion zollte wiederholt den Lehrern ihre Anerkennung. Die alten Klagen über Verspätung und Versäumnisse sind in dieser Zeit verstummt. Vereinzelt steht der Fall eines Lehrers Ludwig, der wegen seines leichtsinnigen Lebenswandels 1834 verwarnt werden mußte. Er wurde einige Zeit darauf entlassen. Günstig war auch der Umstand, daß die Lehrer mit wenigen Ausnahmen Männer in den besten Jahren waren.

Hier ein Verzeichnis der am Schluß dieser Periode tätigen Lehrer nach ihrem Dienstalter.

1. Dr. Kley, seit 1817
2. Dr. Wohlwill, seit 1822.
3. Meldola, seit 1824
4. Schuster, seit 1827.
5. Wertheim, seit 1831.
6. Hinrichsen, seit 1836.
7. Kohlmeyer, seit 1836.

Wenn dagegen Kley (S. 38) sich mit dem sittlichen Verhalten der Schüler zufrieden erklärt und eine Besserung gegen früher feststellt, so scheint es, daß er sich zu sehr von der Festlaune hat beeinflussen lassen. Die Schülerverzeichnisse zeigen ein andres Bild, sie zeigen nach wie vor unregelmäßigen Schulbesuch, Diebstähle, Unreinlichkeit und Trägheit. Sehr oft haben sie die Bemerkung: Weggeblieben ohne Abschied und Abmeldung. Der Schule daraus einen Vorwurf zu machen wäre jedoch ungerecht.

Hier darf ich nochmals einige statistische Daten auf Grund der Schülerverzeichnisse geben. Die Verzeichnisse IV und V weichen von ihren Vorgängern darin ab, daß sie keine ausführlichen Abgangsbemerkungen mehr enthalten, sondern nur kurze Angaben über Schulbesuch, Grad der Leistungen und gewählten Beruf. Dennoch gestatten auch sie noch manchen Einblick. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf die Schüler, die von Ostern 1830 bis Ostern 1838 aufgenommen sind. Ihre Zahl beträgt 261 (Nr. 377—637).

Übertrieben junge Schüler sind hier nicht zu finden. Die Bestimmung, daß keiner vor dem siebten Jahre aufgenommen werden solle, wurde nur einmal außer Acht gelassen, bei Nr. 386, der 6 Jahre alt war.

Wohl aber finden wir eine ziemlich große Zahl von alten Schülern. Nr. 415, aus Borg in Posen, war bei der Aufnahme 16 Jahre alt, hatte vorher das Seminar in Berlin besucht und blieb dann noch 1½ Jahre. 15jährig war bei der Aufnahme einer, 14jährig 5, 13jährig 11.

Großenteils stammten diese alten Schüler von auswärts: aus Moisling, einem von vielen Juden bewohnten Dorfe bei Lübeck, aus Mecklenburg, aus Posen, sogar aus Holland. Oft aber waren es auch Schüler, die in andern Hamburger Schulen nichts gelernt hatten. Die Verzeichnisse bestätigen, was Kley (S. 33) sagt: »Nicht nur die Anfänger, sondern auch solche, die uns aus andern Schulen zugeführt werden, oft 12= bis 13jährige Knaben, müssen in die vorletzte oder letzte Classe gesetzt werden, selten kann einer oder der andre in die obern Classen eintreten.« Besonders zahlreich sind die Schüler, die aus der Talmud=Tora kommen, in diesen 8 Jahren nicht weniger als 48. Andre kamen aus Privatschulen, deren eine Unzahl namhaft gemacht wird. Auch Mädchenschulen sind darunter. Der Fall, daß ein Knabe vorher noch keine Schule besucht hat, ist verhältnismäßig selten. Natürlich kamen solche Schüler in der kurzen Schulzeit, die ihnen noch verblieb, nicht zu großen Kenntnissen. In einem Falle hören wir sogar von einem Schüler (Nr. 501), der 14 Jahre alt war und vorher noch keinen Unterricht genossen hatte. Häufiger war auch in dieser Zeit der Unfug des verfrühten Schulbesuchs. Nr. 435 ward mit 9 Jahren aufgenommen und war vorher 6 Jahre in der Talmud=Tora gewesen. Nr. 445 war mit 3½ Jahren von der Talmud=Tora aufgenommen worden. Knaben, die mit 4 Jahren in die Schule gegeben wurden, waren auch jetzt noch etwas ganz Gewöhnliches. Schon allein dieser Umstand erklärt manche betrübende Erscheinung.

Was nun die Erklärung für den Rückgang der Schule betrifft so liegt sie vielleicht nicht allzu fern. Bei jeder Anstalt, die auf freiwillige Leistungen angewiesen ist, muß ein Nachlassen nach einiger Zeit eintreten, weil die Begeisterung, der seelische Aufschwung sich nun einmal nicht auf die Dauer festhalten läßt. Durch die jüdische Bevölkerung ging nach dem Befreiungskriegen eine mächtige Bewegung, alle Herzen waren voll Opfermut, von freudiger Hoffnung geschwellt. Die schönen Blütenträume der Hoffnung aber welkten, da die äußern Umstände ungünstig blieben und die Stellung der Juden sich trotz allen redlichen Anstrengungen nicht hob. So mußte sich Gleichgültigkeit und Lauheit einstellen.

Von weitern Zerwürfnissen hören wir übrigens nicht wieder, seitdem die Wünsche Dr. Wohlwills erfüllt waren. Dieser verdiente



Lehrer verließ um Johanni 1838 Hamburg, um die Leitung der rühmlich bekannten Jacobsohnschen Schule in Seesen zu übernehmen, zum lebhaften Bedauern seiner Vorgesetzten, seiner Kollegen und des Publikums. In Seesen starb er schon 1847.

Mit dem Eintritt von Wohlwills Nachfolger beginnt ein neuer, der wichtigste Abschnitt in der Geschichte der Schule.

Inhalt des zweiten Kapitels. 1821 – 1838

Tätigkeit der Direktion. Die Revision der Statuten hinausgeschoben. Ersatz der Direktoren. E. Michaelis. Opferwilligkeit der Direktoren. Finanzen. Geschenke und Legate. Die Schillingskasse. Die Schülerbibliothek. Zahlende Schüler. Die Lehrer. Ordentliche und Hülfslehrer. Schwierigkeiten mit dem zweiten Lehrer Frohwein; und mit dessen Nachfolger Dr. Wolf. Immanuel Wohlwill. Schwierigkeiten mit den Hülfslehrern. Gehälter. Allmähliches Aufhören des zu häufigen Lehrerwechsels. Verschiedene Vorbildung der Lehrer. Gehaltserhöhungen. Anteil am Schulgeld. Stellung Kleys. Behandlung erwerbsunfähiger Lehrer. Verfahren bei der Anstellung. Lehrerkonferenzen. Besprechungen über die Schüler; über Schulbücher; über die Disziplin. Ämter bei den Schülern. Sorge für die Zucht. Vertretung kranker Lehrer. Ausbau des Lehrplans. Errichtung einer 4. Klasse. Abschlußklasse. Alter der Schüler bei der Aufnahme. Raummangel. Verfrühter Schulbesuch in Hamburger Schulen. Schüler in vorgerücktem Alter. Späterer Beruf der Schüler. Ausschluß von Schülern. Strafen. Der Custos. Die Zensuren. Abendschule. Sonntagsunterricht. Fehlen der Ferien. Angesehene Stellung der Schule. Teilnahme ehemaliger Schüler. Plan einer Mädchenschule. Verhältnis zu andern Anstalten. Schulfeiern. Erwerbung eines eigenen Schulhauses. Einweihung. Lage des Schulhauses. Wohlwills Festschrift. Verkehrtes Verhältnis der beiden ordentlichen Lehrer. Wohlwills Forderungen. Sein Streit mit dem Gemeindevorstand. Seine Kündigung. Vermittlung Oppenheimers. Streitigkeiten in der Direktion. Beilegung des Zwistes. Rückgang der Kontribuentengelder. Äußerer Rückgang der Schule. Verminderte Leistungen. Tätigkeit der Lehrer. Sittliches Verhalten der Schüler. Statistik der Schüler von 1830—1838. Ihr Alter. Gründe des Rückgangs der Schule. Austritt Wohlwills.



Dr. Anton Rée



3. Kapitel.

Von Dr. Rées Eintritt in die Schule bis zu seiner Ernennung zum Oberlehrer (1838—1848).

Im Protokoll der Direktionssitzung vom 4. April 1838 heißt es: »Herr Dr. phil. Anton Rée, unlängst von der Universität Kiel zurückgekehrt, hatte sich bei einigen Mitgliedern der Direktion als Candidat gemeldet; Herr Michaelis, der ihn während der Abwesenheit des Herrn Dr. Wohlwill als Substituten desselben in den Classen hatte unterrichten hören, äußerte sich vorteilhaft über denselben, und Dr. Kley bestätigt diese Äußerung und theilt, soweit aus einer kurzen Zeit sich urtheilen läßt, dieselbe vortheilhafte Meinung. Es wird gewünscht, daß Herr Dr. Rée bei allen Mitgliedern der Direktion sich präsentiere, auch daß er die in solchen Fällen üblichen Probelektionen ablegen möge.«

Am 23. Mai ward beschlossen, Dr. Rée solle, falls die Probelektionen günstig ausfielen, mit 700 ℳ Gehalt und freier Wohnung von drei Zimmern gegen wöchentlichen Unterricht von 30 Stunden angestellt werden, mit dem Vorbehalt, daß, wenn die Schule die Wohnung anderweitig brauche, sie dafür eine Entschädigung von 200 ℳ geben solle. Die Probelektionen sollten Montag den 28. Mai, 2 Uhr und Freitag den 1. Juni, 11 Uhr stattfinden.

Da sie günstig ausfielen und kein anderer Bewerber vorhanden war, so erfolgte laut Beschluß vom 13. Juni die Anstellung unter den genannten Bedingungen. Rées Wunsch, die Stundenzahl vermindert zu sehen, ward zurückgewiesen.

Der Mann, der auf so unscheinbare Weise in die Schule eintrat, um ihr im Laufe einer fast 53jährigen Tätigkeit auf alle Zeit sein Gepräge aufzudrücken, war mit der Schule gleichaltrig, am 9. Nov. 1815 in Hamburg geboren. Seine Familie war wohlhabend, sein Vater war Bankier des dänischen Königs. Mehrere Rée erscheinen schon früh unter den Gönnern der Schule. Anton Rée besuchte die Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg und bezog dann die Kieler Universität. Er studierte hauptsächlich Philosophie, vernach-

lässigte aber auch die hebräische Sprache nicht, von deren Schönheit er noch im Alter mit Begeisterung sprach. Auch seine Doktor-dissertation behandelte ein Thema aus der hebräischen Grammatik (De dagesch forti). Seine Absicht war, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Aber durch ein, man kann wohl sagen glückliches Unglück wurde ihm dies unmöglich gemacht. Während er noch studierte, verlor nämlich sein Vater sein Vermögen, und dem Sohn blieb jetzt nur noch der Lehrerberuf, für den er eine Begabung hatte wie wenige Menschen.

Sein Vater (dies weiß ich aus seinem Munde) hoffte ihm eine angesehene Stellung im dänischen Staatsdienst verschaffen zu können und erbot sich, ihn dem grade in Altona anwesenden König von Dänemark vorzustellen. Aber der Jüngling war nicht dazu zu bewegen. Er wollte nichts als Lehrer sein, und zwar gehörte es damals zu seinen Lieblingsträumen, einst Schulmeister in einem schwäbischen Städtchen zu werden. Dies war doch wohl im Grunde nur eine romantische Jugendschwärmerei. Dagegen wissen wir aus einem Briefe, den Goldschmidt (S. 67) erwähnt, daß er sich von Kiel aus bei dem Vorsteher der Talmud-Tora, Isaak Bernays, um eine Stelle an dieser Schule bewarb. Bei seiner religiösen Stellung war dieser Versuch von vornherein aussichtslos.

Nach Hamburg zurückgekehrt, scheint er sich hauptsächlich mit Privatunterricht beschäftigt, auch Vorlesungen gehalten zu haben. Ein Heft über Ästhetik ist erhalten, leider aber wegen der unglaublich kleinen Schrift so gut wie unleserlich.

Rées rastlos tätiger Geist hat sich auf verschiedenen Gebieten versucht. Er war ein eifriger Politiker. Er hat auch unter dem Titel „Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik“ (Hamburg 1857) ein philosophisches Werk und einige andre, kleinere Schriften verfaßt. Aber alles das tritt zurück gegen seine Leistungen als Schulmann. Dieser Beruf galt ihm als der begehrenswerteste, als der unschuldigste und glücklichste. Er pries sich glücklich, den steten Umgang mit der Jugend zu genießen, denn dieser Verkehr habe etwas überaus Reizendes und erhalte den Lehrer selber jung. Wirklich zeigte sein Unterricht auch im Alter noch nichts von den Schwächen, die grade beim Lehrer sich in der Regel mit den Jahren einstellen, keine Übellaunigkeit und keine Pedanterie. So bot er den seltenen und beglückenden Anblick eines glücklichen Menschen.

Sein Äußeres war weder schön noch stattlich. Seine Stimme (eine für den Lehrer, wie er oft hervorhob, wichtige Sache) war etwas schnarrend. Er war überaus kurzsichtig, und schon in

verhältnismäßig frühen Jahren litt er an einem chronischen Beinleiden. Zu den kleinsten Wegen mußte er sich einer Droschke bedienen, weshalb er scherzend sagte, er habe dem lieben Gott täglich zu danken für Speise, Trank und Droschke. Dies Leiden hinderte ihn auch im Unterricht, erschwerte ihm das Hospitieren. Aber alle diese Mängel taten ihm bei den Schülern keinen Eintrag. Stets herrschte bei seinem Unterricht dieselbe gleichmäßig heitere Stimmung, und willig folgte ihm die Aufmerksamkeit auch der Trägsten. Auch war er der Meinung, wenn die Schüler unaufmerksam seien, so liege das am Lehrer, die Schüler seien nicht dafür zu bestrafen. Trotzdem gibt es in jedem Lehrfach trockene Dinge, die keine Kunst des Lehrers anziehend machen kann. Bei ihm aber wagten die Schüler, auch wenn sie sich langweilten (was freilich sehr selten vorkam), doch keinen Unfug. Es kam ihnen einfach der Gedanke nicht, daß dies überhaupt möglich sei. Dabei strafte er fast nie. Was er vom Lehrer verlangte, daß er durch einen Blick die Schüler im Zaum halte, das übte er selbst in vollendeter, zwangloser Weise.

Die Disziplin war für ihn nicht jenes Ungeheuer, dessen Anblick alles in Stein verwandelt, vielmehr ging sie von selbst aus der Aufmerksamkeit der Schüler hervor. Hier galt nicht, was ich ihn einst von einem Lehrer habe sagen hören: »In seiner Klasse herrscht Ruhe, aber es ist die Ruhe eines Kirchhofs.« Bei ihm durfte auch die Lebhaftigkeit sich ungestraft hervorwagen. Er erlaubte den Jungen, gelegentlich einmal über die Stränge zu schlagen, wußte er doch, daß ein Blick hinreichte, sie wieder in ihre Schranken zurückzuweisen. Seine Klasse glich einem heiter traulichen Familienkreise, worin er wie ein Vater, streng und milde zugleich, waltete. Das ging soweit, daß er sogar nichts dagegen hatte, wenn die Schüler während seines Unterrichts ihr Frühstück verzehrten. Erst später erließ er, wohl aus Rücksicht auf seine Kollegen, ein Verbot, das er aber immer sehr läßlich handhabte. Seine erste und letzte Forderung war, der Lehrer habe Aufmerksamkeit zu erregen.

Seine äußern Mängel vergaß man sofort, wenn seine Mienen sich im Gespräch belebten. Er war ein geborener Volksredner: nie pathetisch, stets munter und voll harmlosen Humors, immer schlagfertig und von unübertrefflicher Klarheit. Die durchsichtige Klarheit seines Stils tritt uns noch aus jeder Zeile, die er geschrieben hat, wohltuend entgegen. Beim Aufsatzunterricht wies er seine Schüler auf den Wert der Beispiele hin, und auch darin war er selbst das beste Muster. Gleichnis und Exempel flossen ihm so mühelos vom Munde, daß ich es wagen möchte, ihn in diesem einen Punkt mit

Goethe zu vergleichen. So behauptete er einst in einer politischen Rede von den Nationalliberalen, daß sie sich die Meinungen Bismarcks zu eigen machten, nachdem dieser sie schon überwunden hätte, drückte dies aber nicht in dieser abstrakten Form aus, sondern durch folgendes Gleichnis: Ich kenne einen Mann, der immer zu enge Röcke trägt; als ich ihn neulich fragte, wie das zuginge, sagte er: Ich bin gezwungen, die Röcke zu tragen, die mein reicher Bruder abgelegt hat. — In einer Geographiestunde wollte er den Kindern einprägen, daß der Ural zu niedrig sei, um Europa gegen die Winde Asiens zu schützen, und erzählte zu diesem Zweck ein förmliches Geschichtchen von einem Kindermädchen, das mit dem ihm anvertrauten Kinde von dem rauhen Ostwind überrascht ward. In solchen Einfällen und veranschaulichenden Gleichnissen war er unerschöpflich. Daß z. B. bei der Bewegung der Erde die Atmosphäre sich mitbewegt, machte er den Kindern klar, indem er die Erde mit einem Apfel verglich, der mit seiner Schale fällt. Einer seiner Lieblingssprüche war: Antworte dem Narren nach seiner Narrheit.

Sein Unterricht war, wie bei seiner Lebhaftigkeit nicht anders zu erwarten, improvisierend. Abschweifungen, Bezugnahme auf Tagesfragen, selbst politische Themen scheute er nicht.

Obgleich ihn so leicht nichts, was im Unterricht geschah, aus der Fassung brachte, so war er doch fern von jener Gelassenheit, die aus stumpfer Gleichgültigkeit entspringt und die nicht selten fälschlich als eine Haupttugend des Lehrers gepriesen wird. Er konnte sogar hitzig werden, besonders wenn man seinen liberalen Grundsätzen zu nahe kam. Trotz sprudelnder Lebhaftigkeit war er doch überaus gewissenhaft. So fern ihm jede Pedanterie lag, so war er doch musterhaft ordentlich. Pünktlichkeit, Sparsamkeit auch im kleinen war ihm natürlich. Der Beruf des Lehrers, pflegte er zu sagen, setzt sich aus lauter Kleinigkeiten zusammen. Weil er es zur Aufgabe des Lehrers rechnete, bei den Kindern auf hundert kleine Dinge zu achten, so verglich er sich selbst mit einem Kindermädchen, und es war ein großes Lob in seinem Munde, wenn er von einem Lehrer sagte: Ein gutes Kindermädchen!

Er hatte nichts von dem Typus des schüchternen, ängstlichen Schulmeisterleins, vielmehr sehr viel Weltmännisches. Auf anmutige Lebensformen legte er hohen Wert. Trotzdem gab er wenig auf sein Äußeres. Seine Kleidung war einfach, fast bis zur Nachlässigkeit. Er selbst pflegte den Schülern zu empfehlen, sie sollten ihm hierin nicht nachahmen.

Seine Umgangsformen waren von solcher herzgewinnenden natürlichen Liebenswürdigkeit, daß gewiß manche noch heute seiner sich nicht ohne Rührung erinnern können. So beauftragte er mich einmal, dem Vater eines Schülers zu schreiben. Ein andrer hätte gesagt: Schreiben Sie aber recht höflich! Er sagte: Ihnen brauche ich nicht erst zu sagen, daß solch ein Schreiben äußerst höflich abgefaßt sein muß.

Er lebte und webte in seinem Beruf. Wie man sich nicht hätte vorstellen können, daß er seine Wohnung anderswo habe als in den drei oder vier höchst bescheidenen Räumen, die für ihn im ersten Stockwerk des alten, verbauten Hauses am Zeughausmarkt frei waren, so kannte er auch keine Scheidung zwischen seinen Schul= und seinen Mußestunden. Wie lebhaft ist mir erinnerlich, daß er die Schüler der obern Klassen außerhalb der Schulzeit, gewöhnlich am Sonntag, einzeln zu sich kommen ließ, um mit ihnen in aller Behaglichkeit ihre Aufsätze durchzusprechen. Die überaus geringe Schülerzahl der obern Klassen erlaubte damals noch diese individuelle Behandlung. Sein Eifer war so groß, daß ihm sogar die Ferien unlieb waren. Er behauptete, diese seien nur aus Rücksicht auf die Lehrer, nicht auf die Schüler eingeführt; die Schüler bedürften keiner. Wie er von sich selbst viel verlangte, so auch von andern. Dies brachte ihn in seinen letzten Jahren mit manchen seiner Kollegen in Konflikt.

Ungern scheide ich von einem Thema, das so reichen Stoff bietet. Doch wird die Erzählung noch manchen Zug bringen, der zur Vervollständigung des Bildes beiträgt. Unvollkommen wird dieses freilich bleiben.

Wir haben gesehen, wie es bei Rées Eintritt mit der Schule nicht zum besten bestellt war. Kley erhoffte Besserung von einem neuen Lehrplan, den er im November 1838 der Lehrersitzung vorlegte. Er wünschte, daß die fähigeren Schüler in einer Selekta besser und in mehr Gegenständen vorgenommen, den Nachzüglern aber in einer sogenannten Quinta nachgeholfen werden sollte. Rée trug ebenfalls einen neuen Schulplan vor, wonach einige Gegenstände entweder erweitert oder neu hinzugefügt werden sollten. Man stritt darüber, ob alle Schüler an allen Gegenständen teilhaben sollten, oder ob man die Unbefähigten von gewissen Fächern auszuschließen habe. Kley war für das letztere, wurde aber überstimmt. Wie Rée sich äußerte, wird nicht ausdrücklich gesagt, für jeden aber, der ihn gekannt hat, kann es nicht zweifelhaft sein, daß er hier auf der Seite der Mehrheit war. Seine optimistische

Lebensauffassung neigte nämlich dahin, daß alle in allen Fächern gefördert werden könnten, und es widerstrebte ihm, Schüler, selbst schwachbegabte, von der Wohltat irgend eines Unterrichts auszuschließen. Vielleicht bestärkte ihn auch in dieser Auffassung ein gewisses persönliches Kraftgefühl; er traute es sich eben zu, auch Schwachbegabten einen schwierigen Gegenstand faßlich zu machen. Gewiß mit Recht, soweit es seine eigene Person betraf. Aber er übersah, daß eben nicht alle Lehrer die Meisterschaft besitzen.

Das schließliche Ergebnis war ein neuer Lehrplan, vorläufig auf zwei Jahre. Französisch begann jetzt schon in der III. Klasse, für die I. und II. kam Englisch neu hinzu. Für die IV. wurden drei, für die III. zwei Arbeitsstunden eingeführt. Für Unfähige wurden Parallelstunden eingerichtet, sie erhielten Zeichnen, Englisch, Hebräisch statt Mathematik. Die I. Klasse hatte 33—34 Stunden, die II. und III. 33, die IV. 28. In welchem Falle Ausschließung von einem Gegenstand eintreten solle, ward der Einsicht der Lehrer überlassen.

Interessant sind die Normen für das Aufsteigen in eine höhere Klasse, die die Lehrersitzung bald darauf, am 20. Februar 1839, aufstellte.

Für die III. Klasse wurde verlangt: fertig lesen und deutsch schreiben, auch nach Diktat; buchstabieren ohne allzu grobe Fehler. Im Rechnen die vier Spezies.

Für die II. Klasse: im Deutschen das Allgemeinste aus der Satzlehre, deklinieren, konjugieren, die Präpositionen; einen diktierten Brief richtig schreiben; im Französischen Ahns Elementarbuch; im Hebräischen Übersetzen einzelner Stücke aus dem Gebetbuch; in Geographie das Allgemeinste vom Globus, Länder und Meere; in Naturgeschichte das Tierreich und das Allgemeine vom Mineral- und Pflanzenreich; im Rechnen Regulabetri und Brüche; im Schreiben deutsche und lateinische Schriftformen.

Für die I. Klasse: im Deutschen einen grammatisch und orthographisch richtigen Brief schreiben und die Etymologie; im Französischen Schaffers Grammatik mit doppelten Themen aus dem Deutschen in Französische und umgekehrt; im Hebräischen Ivels Lesebuch übersetzen; in Geographie: Orographie, Hydrographie und das Allgemeine der fünf Erdteile in der politischen Geographie; in der Geschichte der kleine Bredow; im Rechnen: Geld- und Wechselcourse in Hamburg und gewöhnliche Warenrechnungen, Disconto u. dergl.

Die Pensen der I. Klasse sind: im Deutschen besonders praktische Übungen; im Französischen Gurkes Chrestomathie und schriftliche

Übungen aus dem Deutschen ins Französische; in Geschichte: neue Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der deutschen; in Geographie: politische Geographie mit Berücksichtigung der neuesten Begebenheiten; in Mathematik die Planimetrie; im Rechnen: vollständiges kaufmännisches Rechnen.

Am 10. September 1840 beschloß die Lehrerversammlung, es solle der Versuch gemacht werden, die schwächsten Schüler der IV. Klasse durch einige Schüler der beiden ersten Klassen im Lesen, Schreiben und Rechnen vorbereiten zu lassen. Doch kam man hiervon schon nach einigen Monaten wieder zurück, da die unterrichtenden Schüler ihre Gewalt mißbrauchten. Hingegen wurde Anfang 1841 eine V. Klasse eingerichtet. Bisher konnten in die unterste Klasse nur Schüler aufgenommen werden, die schon einige Kenntnisse mitbrachten, wie es die Lehrerversammlung noch im Dezember 1840 einschärfte.

Unterdessen nahte der bedeutsame Zeitpunkt, wo die Schule auf eine 25jährige Wirksamkeit zurückblickte. Man war in den letzten Jahren wenig an die Öffentlichkeit getreten. Die Zensuren, früher vierteljährlich, fanden seit 1839 nur noch halbjährlich statt. Die öffentlichen Examina waren mehrmals ausgefallen. Um so würdiger sollte dies Jubiläum begangen werden, mit Musik, Reden, einer Festschrift und einem Festmahl. Man hoffte anfangs auch die neuen Statuten gleichzeitig veröffentlichen zu können, hiervon aber mußte man Abstand nehmen. Für die zur Feier des Tages von Kley gedichtete Kantate hatte man zunächst keinen geringeren als den in Paris lebenden Meyerbeer als Komponisten ausersehen, der aber ablehnte. Die Festschrift ist die schon erwähnte Geschichte der Schule von Kley. Eine zweite Festschrift erbot sich Rée zu diesem Zwecke zu verfassen. Schon vorher hatte Rée gewünscht, am Tage der Feier auch seinerseits durch einige Worte die Schule zu vertreten, man fand dies aber unangemessen. Als dann das Thema seiner beabsichtigten Festschrift bekannt wurde, fand die Direktion auch dies durchaus unangebracht. Rée erklärte dann, er werde die Abhandlung trotzdem schreiben, um sie später zu veröffentlichen. Dies geschah, und die Schrift erschien einige Jahre darauf unter dem Titel: Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden, Hamburg 1844.

Die Vorbereitungen zu der Feier gingen indessen eifrig fort. Nicht weniger als zwölf Direktionssitzungen verzeichnet das Protokoll zwischen dem 11. März und dem 25. Oktober, die alle die Feier als Hauptgegenstand hatten. Man zog auch die frühern Direktoren



zu Beratungen herbei. Und besonders rührig zeigte sich eine Anzahl junger Leute, frühere Zöglinge der Schule. Eingeladen wurden: die dem Scholarchat vorstehenden Senatoren; die Professoren des Gymnasiums und die des Johanneums;*) verschiedene Schulmänner; der Polizeiherr und Zensor; der Vorstand der Patriotischen Gesellschaft; die Vorsteher der deutsch-jüdischen und der portugiesisch-jüdischen Gemeinde; die Tempeldirektion nebst den Predigern; der Ephorus der Talmud-Tora; die Mitglieder des Armenkollegiums; die des Wohltätigen Frauenvereins; der Vorstand des Mädchenvereins und der Mädchen-Freischulen; die Direktionen des Gewerbe-, Stipendien- und Vorschußvereins; sämtliche Kontribuenten der Schule nebst Frauen; die Eltern der zahlenden Schüler; die Spender von Geschenken und Verwandte von Legataren. Man rechnete im ganzen auf ungefähr 600 Personen, so viele faßte der Apollosaal, der für die Feier gemietet war, ohne das Orchester.

Am 31. Oktober fand die Feier statt und verlief zu allgemeiner Zufriedenheit. Die Reden von Kley, von dem derzeitigen Präses Dr. Hahn und von dem jungen Dr. jur. Wolffon, der im Namen der frühern Schüler sprach, machten einen tiefen Eindruck.

Die Schule erwarb sich in diesen Stunden viele neue Freunde. Aber auch vom finanziellen Standpunkt konnte sie mit dem Ergebnis zufrieden sein. Nicht weniger als 2588 Bco ℔ und 1363 1/4 Cour ℔ (zusammen ungefähr 5600 Mk. nach unserm Gelde) betrugen die Spenden. Salomon Heine und Lazarus Gumpel standen mit je 400 Bco ℔ in der ersten Reihe der Geber. Dazu kam eine Vermehrung der Kontribuentengelder. Viele bisherige Kontribuenten erhöhten ihre jährlichen Beiträge (Jakob Oppenheimer auf 200 ℔, Kommerzienrat Schwabe auf 100 ℔), und viele neue Kontribuenten kamen hinzu.

Schon zu Anfang des Jahres 1840 hatte die Bilanz eine kleine Besserung gezeigt. Die reichen Gaben, die auch in der nächsten Zeit nach der Feier der Schule zuflossen, beeinflußten ihre Finanzen weiterhin günstig. Ein Herr S. M. Popert brachte 1843 von verschiedenen in England lebenden Freunden die stattliche Summe von 40 £ 11 sh. zusammen. Ein in Brasilien lebender ehemaliger Schüler schenkte 1842 unter strenger Anonymität 10 £ und versprach 5 £ für jedes folgende Jahr (Leider starb dieser gütige Geber schon wenige

*) Das Johanneum hieß offiziell nicht Gymnasium, sondern Gelehrtenschule; der Titel Gymnasium war dem sogenannten akademischen Gymasium vorbehalten, einem Mittelding von Gelehrtenschule und Universität, das jetzt nicht mehr besteht.

Monate darauf). Überall kann man in den nächsten Jahren eine erfreulich gesteigerte Teilnahme feststellen.

Dagegen täuschte eine andre Hoffnung. Kurz vor dem Jubiläum richtete die Direktion eine Denkschrift an den Gemeindevorstand. Den Zuschuß von 1200 ℳ bezeichnete sie als unzureichend. Die Schule verfüge nicht über genügende Mittel, und nur mit den größten Anstrengungen sei es bis jetzt gelungen, das Stammkapital notdürftig zu erhalten. Der Andrang zur Schule sei groß, die Aufnahme neuer Schüler unabweisbar, dagegen seien die Beiträge der Privaten eine unsichere Einnahmequelle. Die Eingabe verweist dann auf das, was die Schule geleistet hat. Es sei gewiß, »daß keine Summe gegen den unberechenbaren Vorteil einer guten Jugendbildung in Anschlag zu bringen ist, welche allein der Verarmung und dem Laster in ihren ersten Keimen entgegenzuwirken vermag, und daß von vielen Tausenden, die das Elend und die Erwerbsunfähigkeit unsrer ärmeren Brüder jährlich verschlingen, der zehnte Teil hinreicht, ihre unglückliche Nachkommenschaft dagegen zu schützen und der Gemeinde eine günstigere Zukunft zu sichern. Die Erfahrung hat sich deutlich bewährt: ehemalige, durch Generationen fortgepflanzte Bettlerfamilien sind erloschen, und der früher gewöhnliche, tägliche Anblick bettelnder Judenkinder beiderlei Geschlechts ist seit Errichtung guter Schulen für immer verschwunden.« Inzwischen habe sich die Zahl der schulfähigen Kinder seit dreißig Jahren mindestens auf das Fünffache erhöht, sodaß die Talmud-Tora allein unmöglich dem Bedürfnis genügen könnte. Auch sei der lobenswerte Wetteifer beider Schulen von heilsamen Folgen. Wäre die Israelitische Freischule nicht, so hätte der Gemeindevorstand der Talmud-Tora mindestens 150000 ℳ mehr zuwenden müssen. Daher bat die Direktion, die Israelitische Freischule auf gleichen Fuß mit der Talmud-Tora zu stellen, die jährlich einen Zuschuß von 6000 ℳ empfinge, falls aber dies nicht anginge, die Beisteuer, mit Aussicht auf künftige Gleichstellung, vorläufig um ein Bedeutendes zu erhöhen.

Auf diese Eingabe erteilte der Gemeindevorstand eine freundliche und ermunternde Antwort, gab aber keinen deutlichen Bescheid.

Inzwischen ward der Unterricht immer mehr ausgebaut. Der Schreiblehrer Schuster, einer der ältesten und rührigsten Lehrer der Schule, schlug Ende 1841 vor, zwei kaufmännische Schreibstunden einzurichten, und nach anfänglichen Bedenken wegen der Kosten stimmte die Direktion bei. Als neuer Gegenstand kam bald darauf das Turnen hinzu, zunächst fakultativ. Am 22. September 1842 konnte Kley berichten, daß dieser Unterricht ein erfreuliches Bild

zeige, die Knaben bewiesen viel Eifer und Geschick, die Zahl der Teilnehmer sei von 32 auf 80 gestiegen, und außer den Lehrstunden seien Übungsstunden am Sonntag eingeführt. 1843 reichte Rée einen größern Aufsatz ein, die Reformierung und den Ausbau der Schule betreffend. Eine am 8. Mai 1843 gewählte Kommission, zu der auch Kley und Rée selbst gehörten, beriet über seine Vorschläge und stattete schon am 21. Mai Bericht ab. Dies hatte neben verschiedenen sonstigen Änderungen auch zur Folge, daß für die III. Klasse ein Unterricht in Technologie hinzukam und der im Zeichnen und Englischen vermehrt ward.

Verhältnismäßig wenig Einwirkung auf den Fortgang der Schule scheint das furchtbare Unglück gehabt zu haben, von dem Hamburg im Mai 1842 betroffen wurde. Bekanntlich vernichtete ein Brand den dritten Teil der Stadt. Doch blieb die Neustadt, in der die Schule lag und fast alle ihre Schüler wohnten, verschont, und man klagte nur in der nächsten Zeit, daß der Brand alles Interesse an der Schule in den Hintergrund gedrängt habe. Als gegen Ende des Jahres die Frage aufgeworfen ward, ob man nicht wieder einmal ein öffentliches Examen abhalten solle, erhoben sich Bedenken. Einer der Direktoren meinte, das Publikum sei jetzt, wenige Monate nach jenem Unglück, nicht in der rechten Stimmung für eine Feier, die nun einmal als eine Art Aufforderung zu Beiträgen angesehen werde. Leicht könne ein mißratenes Examen eine üble Nachwirkung auch für später haben. Dennoch ward das Examen abgehalten, sein Verlauf gab aber den Warnern recht.

Viel Sorge machte auch seit längerer Zeit die Platzfrage. Der Andrang, der zeitweilig etwas nachgelassen hatte, war wieder stark, und die Klassen waren überfüllt. Am 14. Juni 1841 enthielten die Klassen I bis V 18, 34, 55, 44 und 29 Schüler. Das Lehrerkollegium wünschte daher Ende 1842 einstimmig, daß mehrere unbrauchbare Schüler schon vor Ablauf des Schuljahres, zu Weihnachten, entfernt würden, und die Direktion entsprach diesem Wunsch, wiewohl mit Widerstreben. Man beschloß am 21. Mai 1843, daß die Zahl der Schüler den damaligen Bestand, 195, vorläufig nicht überschreiten solle; daß vor dem Alter von sieben Jahren kein Schüler aufgenommen, daß keiner länger als sieben Jahre die Schule besuchen solle; daß Schüler von elf Jahren und darüber nur in die I. oder II. Klasse eintreten sollten. Sehr strenge dürften diese Beschlüsse nicht innegehalten worden sein, wenigstens kündigte Kley schon am 5. Februar 1846 einen Antrag an, daß Knaben, die schon sieben Jahre die Schule besuchten, zu keiner Versetzung mehr zugelassen werden sollten.

Endlich kam am 16. Juli 1843 eine Antwort des Gemeinde=vorstands auf die Eingabe der Direktion. Er erklärte sich bereit, seinen Beitrag zu erhöhen, doch bewilligte er nur 2000 fl. und knüpfte daran zwei Bedingungen: erstens Oberaufsicht über die Finanzen und zweitens Vermehrung des hebräischen und Religionsunterrichts. Die erste Bedingung enthielt nichts Neues und ward ohne weiteres zugestanden. Desto bedenklicher schien die zweite. Im Gemeinde=vorstand hatte allmählich eine strenge Richtung platzgegriffen, und offenbar lag jener Forderung ein gewisses Mißtrauen zu Grunde. Doch kam die Direktion dem Gemeindevorstand entgegen. Je zwei hebräische Stunden für die I., II. und III. Klasse wurden hinzugefügt. Sie sollten einem wissenschaftlich gebildeten und zugleich streng religiösen Manne übergeben werden. Es gelang nicht, den Gemeinde=vorstand ganz zufriedenzustellen, und die beiden kommissarischen Vorsteher, die gesetzmäßig jeden Februar von ihm abgeordnet wurden, um mit der Direktion eine gemeinsame Sitzung abzuhalten, erklärten bei der Februarsitzung von 1844, der Vorstand hätte etwas Hin=neigung zur Orthodoxie nicht ungern gesehen. Doch blieb es bei dieser milden Rüge, ohne daß die Sache weitere Folgen hatte.

Über die Wirksamkeit der Direktion in dieser Periode ist nicht viel Neues hinzuzufügen. Ihre Tätigkeit war noch immer sehr rege, wie schon die große Zahl der Sitzungen ergibt. Ein Übelstand waren jedoch die vielen nicht ausgeführten Beschlüsse. So sollte der Custos, der sich wiederholt Unregelmäßigkeiten (um nicht Schlimmeres zu sagen) beim Einkassieren der Schulgelder zuschulden kommen ließ, entlassen werden, aber trotz mehrfacher Beschlüsse blieb er ruhig im Amt, nur das Einkassieren ward ihm entzogen. Ähnlich ging es mit einem unbrauchbaren Gesanglehrer, der sieben Jahre lang ge=duldet wurde, obgleich die Klagen über ihn nicht verstummten. Auch sonst zeigte die Direktion mehrmals eine übelangebrachte Nachsicht, oder soll man es Nachlässigkeit nennen? Mehrere Lehrer, von deren Unbrauchbarkeit man sich überzeugt hatte, blieben im Amte. Es fehlte die feste Hand, die einheitliche Leitung, und wie es bei solchen Körperschaften zu gehen pflegt, verließ sich einer auf den andern. Auch die Revision der Statuten, dies Schmerzenskind der Direktion, rückte im Laufe von zwanzig Jahre nicht vom Fleck.

In den ersten Zeiten der Schule waren die Inspektionen der Direktoren eine wichtige Sache gewesen. Sie gerieten jetzt allmählich in Wegfall. Am 11. Dezember 1842 sprach der Präses die Bitte aus, daß die sogenannten Inspektionsvisiten »aus ihrer Vergessenheit ge=zogen« würden. Man stimmte ihm bei. Aber drei Jahre später,

am 5. Februar 1846, empfahl der Präses wiederum dringend, die Direktoren möchten den vorgeschriebenen Besuch der Schule nicht versäumen, insbesondere wenn die Reihe sie träfe. Ein Mann wie Michaelis fand sich nicht wieder. Vielleicht widerstrebte man dieser Einrichtung auch deshalb, weil daraus Mißhelligkeiten und Kom=petenzkonflikte mit den Lehrern entsprungen waren. Man ver=suchte zwar in einer Sitzung vom 19. Februar 1843, solche zu ver=hindern. Man mußte sich aber überzeugen, daß dergleichen Dinge eben nicht zu regeln sind, daß hier alles dem Takt des Einzelnen überlassen bleiben muß.

Solche Mängel entsprangen nicht fehlendem Eifer, sie waren unvermeidlich, wo die Macht über so viele gleichmäßig verteilt war, und man muß sich eher wundern, daß die Maschine noch so lange im Gang blieb, und muß die Hingebung dieser vielbeschäftigten Männer anerkennen. An Interesse fehlte es ihnen gewiß nicht. Ward es doch beinahe ein stehender Brauch, daß der ausscheidende Präses der Schule Geld oder Lehrgegenstände schenkte, einer z. B. eine Anzahl physikalischer Apparate, die sämtlich als Gesellenstück von einem fünf Jahre zuvor abgegangenen Schüler der Freischule verfertigt waren, ein andrer ein schönes neues Protokollbuch mit besserem Papier als das vorhergehende. Leider ist zwar das Papier, nicht aber die Handschrift in den folgenden Protokollen besser, einige der Herren leisteten in unleserlicher Schrift geradezu Entsetzliches, ohne auf die Augen künftiger Geschichtschreiber der Schule Rücksicht zu nehmen.

Zwei ihrer großmütigsten Geber verlor die Schule kurz hinter=einander. Ende 1843 starb Lazarus Gumpel, Anfang 1845 Salomon Heine. Beide hatten noch in ihrem Testament die Schule reichlich bedacht, Gumpel mit 2000, Heine mit 9000 Bco ℳ. Überdies ver=pflichtete sich Carl Heine, Salomon Heines Sohn, zu einem jährlichen Beitrag von 500 ℳ. Sein Vater hatte der Schule jährlich 500, von 1840 an sogar jährlich 1000 ℳ gespendet. (Rée GST S. 3). Dann schieden die beiden verdienstvollen Männer aus der Frühzeit der Schule, Jakob Oppenheimer 1846, E. Michaelis 1847. Der eine war mehr durch seine stets offene Hand, der andre durch seine rastlose Tätigkeit der Schule von Nutzen gewesen. Michaelis war 1843 zum Ehrenmitglied der Direktion ernannt worden und hatte Sitz ohne Stimme erhalten, ein Recht, wovon er auch gar nicht selten Gebrauch machte. Auch diese beiden vergaßen in ihrem Testament der Schule nicht, Oppenheimer hinterließ ihr 5000 Bco ℳ, Michaelis seine Bibli=othek, die auf mehrere tausend Mark geschätzt wurde, nebst Repo=

sitorien, Wandkarten und einem Himmelsglobus. Unter den vielen vortrefflichen Männern, die von jeher in selbstloser Weise ihre Kraft der Schule gewidmet haben, verdienen diese beiden einen Ehrenplatz im Gedächtnis aller Freunde unsrer Anstalt. Noch heute erhalten alljährlich ein oder mehrere abgehende Schüler aus Oppenheimers Testament eine Prämie.

Das Verzeichnis der Legate und Geschenke ist in dieser Zeit sehr reichhaltig, kein Jahr verging ohne eine Anzahl größerer und kleinerer Gaben. Man sollte denken, daß dies die Finanzen gekräftigt hätte, und eine Zeitlang war dies auch der Fall. 1845 und 1846 war ihr Stand ein sehr günstiger, das Kapital wuchs von 54104 Bco ℳ auf 61555 und 67948 an, und die Einnahmen überwogen. Aber bei alledem war die Schule immer noch auf schwankende und unzuverlässige Einnahmen angewiesen. Die Kontribuentengelder, auch jetzt noch ihr wichtigster Aktivposten, zeigten auch jetzt die Neigung, sich allmählich zu verringern. Man konnte nicht alle paar Jahre eine Feier veranstalten, um die Begeisterung anzufachen. Leider liegen aus diesen Jahren keine eingehenden Abrechnungen, sondern nur ganz summarische Bilanzen oder auch nicht einmal diese vor. Wir hören aber, daß nicht nur die Kontribuentengelder, sondern auch die Schulgelder zurückgingen. Was aber die Hauptsache war, die Bedürfnisse der Schule wuchsen noch schneller als ihre Einnahmen. So sehr man auf Sparsamkeit bedacht war, die neuen Lehrfächer, besonders das Turnen, die neue 5. Klasse kosteten Geld. Auch die Lehrergehälter waren eher im Steigen als im Sinken. Die meisten Lehrer waren seit längerer Zeit tätig, und wenn sie auch keinen gesetzlichen Anspruch auf Gehaltserhöhung hatten, so erkannte die Direktion doch die ihr obliegende moralische Verpflichtung an. So wurde einem Lehrer trotz Abgabe von vier Stunden wöchentlich sein volles Gehalt von 500 ℳ belassen. So bat Rée Ende 1846, seinem Vorgänger im Gehalt gleichgestellt zu werden, außer der freien Wohnung wünschte er 1200 ℳ statt der bisher bezogenen 1000; ein Wunsch, den die Direktion in Anerkennung seiner gedeihlichen Wirksamkeit einstimmig genehmigte. Dann kam das Jahr 1847, ein Notjahr. Ohne von den Lehrern darum angegangen zu sein, bewilligte die Direktion diesen eine Teurungszulage für ein halbes Jahr, den verheirateten 16⅔ %, den unverheirateten 10 %. Die Erweiterung des hebräischen Unterrichts, für die ein neuer Lehrer Simon und dann, da dieser sich nicht bewährte, ein Dr. Katzenstein angestellt wurde, ließ sich natürlich ohne Kosten auch nicht bewerkstelligen. Vor allem aber stellte sich immer mehr die Notwendigkeit heraus,

Parallelklassen einzurichten. Wenigstens zwei beantragte der Präses am 17. August 1843. Am 7. Dezember 1843 verlangte Dr. Unna sogar drei Parallelklassen. Die Anstellung zweier neuer Klassenlehrer mit je 800—1000 ℳ Gehalt sei zwar ein großes Opfer, aber die Schule müsse es bringen, um nicht zurückzugehen. Es kam aber doch vorläufig nur zu einer halben Maßregel, indem seit Michaelis 1844 eine neue IV. Klasse eingerichtet wurde.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Direktion die Finanzlage nicht ohne Sorge betrachtete. Im Anfang des Jahres 1848 ward festgestellt, daß das verflossene Jahr eine Mehrausgabe von 615 ℳ über die Einnahmen zeigte und daß die Kontribuentengelder sich seit 1844 um 1100 ℳ vermindert hatten. Der Präses stellte den kommissarischen Vertretern der Gemeinde die ungünstige Lage dar: auf eine Vermehrung der Beiträge sei nicht zu rechnen, eine bedeutende Reparatur des Schulgebäudes lasse sich nicht länger aufschieben. Sie versprachen, das Ihrige zu tun, damit die Gemeinde abermals der Schule zu Hülfe komme. Doch blieb es auch hier zunächst bei Worten.

Während so die Schule äußerlich sich in bedrängter Lage befand, war auch im Innern nicht alles, wie es sein sollte.

Kley hatte zwar in seiner Festschriftt davon gesprochen, daß die früher bei den Schülern herrschenden Laster, dank der Tätigkeit der Schule, in erfreulicher Abnahme begriffen seien. Aber zwei Jahre später stimmt er ein andres Lied an. Am 30. September 1843 schlug er eine »Purifikation« der Schule vor, eine Ausscheidung der schlechten Elemente. Der Geist der Schule sei in der letzten Zeit gesunken. Die Zeugnis- und Strafbücher seien furchtbar angefüllt, der häusliche Fleiß ungenügend, Sing- und Turnstunden im Verfall, kurz, er sehe der Zukunft der Schule mit großer Besorgnis entgegen. Das Mittel, das er dagegen bereit hat, ist sonderbar genug und kann nur als ein Ausweg der Verlegenheit bezeichnet werden. Die schlechten Schüler, verlangt er, sollten in den Lehrstunden unbeschäftigt dasitzen, und zwar sollten in den beiden untern Klassen ungefähr 12 von dieser Maßregel betroffen werden. Dafür sollten sie dann abends durch einen strengen Lehrer Unterricht im Schreiben, Rechnen, Lesen und Deutsch erhalten. Was dagegen zu sagen ist, wurde sofort in der Lehrersitzung, wo Kley am 2. September diesen Plan vortrug, gesagt: unbeschäftigt dasitzende Schüler würden nur Ruhestörung veranlassen. »Auch würde die Lehrersitzung nie den Mut haben, einem Schüler in intellektueller und moralischer Rücksicht auch für die Zukunft ein Weiterschreiten abzusprechen.«

Unschwer erkennt man in diesen Worten des Protokolls die optimistische Lebensauffassung Rées (von dessen Hand übrigens das Protokoll auch herrührt). Rée war zu jeder Zeit der Meinung, daß alle Schüler ein gleiches Recht auf Unterricht hätten. Jedoch hielt sich Kley durch die Gegengründe der Lehrersitzung nicht überzeugt und trug, wie wir gesehen haben, vier Wochen später seine Ansicht der Direktion vor. Die Lehrersitzung verlangte, daß, um der verderblichen Überfüllung der Klassen zu steuern, so bald wie möglich Parallelklassen eingerichtet würden.

Vielleicht übertrieb Kley etwas. Aber Übelstände waren vorhanden. Sie lagen weniger in der Unfähigkeit der Lehrer. Kley ergeht sich allerdings in bittern Anklagen gegen zwei Lehrer, den Klassenlehrer Mordtmann und den Fremdsprachlehrer Wertheim. Und aus andern Berichten wissen wir, daß auch der Rechenlehrer Hinrichsen seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Alle drei waren ausgezeichnet in ihrem Fach, man rühmte ihre Kenntnisse und bei Wertheim auch die Unterrichtsweise. Aber sie waren nicht imstande, eine große Zahl zügelloser Knaben in Schranken zu halten. Trotzdem kann man nicht sagen, daß es der Schule an tüchtigen Lehrern fehlte. Jedenfalls war ein ernstes Bemühen um die Disziplin, auch bei den minder fähigen Lehrern, vorhanden. Zeugnis dessen ist ein Beschluß der Lehrersitzung, der um diese Zeit (28. November 1843) gefaßt wurde. Es sollten, heißt es in dem Bericht, einige Proben in Bezug auf veränderte Schuldisziplin gemacht werden. Mordtmann verzichtet auf vierzehn Tage auf das Karzer, offenbar weil man ihm vorgeworfen hatte, daß er von diesem Strafmittel in übertriebener Weise Gebrauch machte; Hinrichsen wollte in der I. Klasse sehr strenge sein; endlich Rée wollte zeigen, was man ohne Strafen, bloß durch moralische Einwirkung erreichen könnte, und erklärte, fürs erste weder das Karzer benutzen noch schlechte Zeichen geben zu wollen.

Kleys erwähntes wunderliches Projekt scheint man stillschweigend begraben zu haben. Erst 1845 ward der Vorschlag in andrer Form verwirklicht, es ward eine Straf= oder Abschlußklasse, die abends Unterricht erhielt, eingerichtet. Dagegen beriet man jetzt, ob nicht eine Anzahl Schüler zu entfernen sei. Am 24. Dezember 1843 (auch ein Tag, den man heute nicht für eine Sitzung wählen würde) traten die Lehrer zusammen, um diese Frage zu erörtern. Sie unterschieden drei Klassen von Schülern: 1. solche, die unbedingt und sogleich entfernt werden müßten; 2. solche, die zu warnen und, wenn sie sich binnen einem Monat nicht besserten, zu entfernen seien;

3. ältere Schüler, denen der Rat erteilt werden sollte, sich bis Ostern nach einem Beruf umzusehen. Nachdem die Direktion beigestimmt hatte, wurde dieser Beschluß den Schülern am 31. Dezember bei der Zensur mitgeteilt. Es wurden drei Schüler sogleich entfernt und sieben verwarnt. Am 30. Januar 1844 konnte die Lehrersitzung feststellen, daß die Warnung gefruchtet hatte. Doch mußte gegen Ostern noch ein Schüler entlassen und zwei mit Entlassung bedroht werden.

Ein Übelstand war nach wie vor die Überfüllung, nicht sowohl der Schule im ganzen, als der mittleren Klassen, wo diese Gefahr bekanntlich immer am größten ist. Als am 26. März 1844 die Lehrersitzung die Versetzung feststellte, zeigte sich, daß die III. Klasse von Ostern an 58 Schüler haben würde. Ausnahmsweise, ward erklärt, sollte dies zugelassen werden. Man bedenke, daß 58 Schüler bei damaligen Umständen für die Lehrer eine schwerere Last waren als heute 70. Denn die häuslichen Verhältnisse waren traurig, die Zuchtlosigkeit größer. Der Wunsch nach Parallelklassen wollte denn auch während dieses ganzen Zeitraums nicht verstummen, über ihre Notwendigkeit waren Lehrer und Direktoren einig, aber es fehlten die Geldmittel.

Kley hatte recht, wenn er über Mißstände klagte, aber unrecht, wenn er in kleinen, gelegentlichen Maßregeln das Heil suchte. Der Schaden saß tiefer, die Schule litt an einem organischen Fehler. Dieser lag in dem verkehrten Verhältnis der beiden ordentlichen Lehrer, in dem zweiköpfigen Regiment. In den vierziger Jahren schien es, als hätten sich die alten Kämpfe zwischen Kley und Wohlwill erneuert. Nur daß der Ausgang ein andrer war. Rée war offenbar eine energischere Natur als Wohlwill, er kannte seinen Wert, und eine Kampfnatur wie er war nicht gewillt, dauernd in einer untergeordneten Stellung zu bleiben. Andrerseits scheinen sich bei Kley bereits die Anzeichen des Alters bemerkbar gemacht zu haben. 1848 klagt er über zunehmende Kränklichkeit, und seine Autorität gegenüber den Schülern war, wie mir Rée selbst erzählt hat, so gering, daß er manchmal diesen zu Hülfe rufen mußte. Trotzdem war er keineswegs bereit, das Heft aus der Hand zu geben, im Gegenteil, je mehr seine Kräfte abnahmen, desto eigensinniger klammerte er sich an seine Macht.

Die Direktion hatte allmählich Rées Bedeutung erkannt. Ungefähr seit 1843 sehen wir ihn immer mehr in den Vordergrund treten. So überreichte er 1843 der Direktion den schon erwähnten größern Aufsatz mit Reformvorschlägen, über dessen Inhalt wir leider nichts Genaueres erfahren. 1845 arbeitete er für die Lehrersitzung

einen allgemeinen Strafentwurf aus. Von seiner Gehaltserhöhung war schon die Rede. Auch wurde ihm nach einer Krankheit im Jahre 1847 ein längerer Erholungsurlaub bewilligt.

Es fehlte aber auch nicht an Reibungen. 1845 richtete Rée an die Direktion einen Brief mit allerlei Beschwerden. Er ward eingeladen, diese in der nächsten Sitzung zu begründen, zugleich aber erklärte die Direktion, daß sie den Ton des Briefes für unangemessen halte. Es kam dann in der folgenden Sitzung (26. Februar) zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen den beiden ordentlichen Lehrern. Rée beklagte sich, daß er vor Errichtung einer neuen Parallelklasse nicht gehört worden sei, er klagte über Mangel an Lehrmitteln in seiner Klasse und Bevorzugung Kleys in dieser Hinsicht, über Unordnung der Klassenlehrer bei schriftlichen Korrekturen. Doch wurde der Zwist beigelegt, und beide Lehrer versprachen, einander Vertrauen zu schenken und gemeinsam das Wohl der Schule zu fördern, worauf Rées Eingabe und die von Kley verfaßte Widerlegung verbrannt wurden.

Dennoch war der Friede nicht von Dauer, da der Zwist auf einem zu tiefen Gegensatz der Naturen beruhte. Schon nach einem Vierteljahr kam es in den Lehrersitzungen wieder zu unerquicklichen Erörterungen. Dies führte dahin, daß am 14. August 1845 Dr. Beit in seiner Eigenschaft als Beisitzer der Lehrersitzungen es für seine Pflicht hielt, auf die Ausnahmestellung hinzuweisen, die Rée einzunehmen suche. Er sei Zeuge gewesen, wie hieraus die unerfreulichsten Erörterungen hervorgegangen seien. In Rées Bestallung sei ausgesprochen, er habe das, was der Schulordnung gemäß eingeführt sei, zu fördern und in Übereinstimmung mit dem Oberlehrer zu wirken. Hingegen habe Rée bei der Beschlußfassung über die letzte Strafordnung ausdrücklich erklärt, daß er für sich sie nicht als bindend erachte. Solange nicht Rée offiziell eine andre Stellung als die andern Klassenlehrer einnehme, müsse er sich dem Oberlehrer unterordnen. — Die Sache verhielt sich nach den Protokollen der Lehrersitzungen folgendermaßen. Rée hatte einen Strafentwurf eingebracht, dieser war vom Kollegium besprochen und angenommen worden. Dann ließ Kley einen von ihm selbst verfaßten, ganz abweichenden zirkulieren. Rée erklärte dies für formwidrig und behauptete, daß er bei den Beschränkungen, die Kleys Entwurf enthalte, eine Lähmung seiner Wirksamkeit befürchten müsse. — Die Direktion schloß sich Dr. Beits Tadel nicht an. Sie begnügte sich, den Direktor Dr. Unna zu bitten, in einer vertraulichen Besprechung mit Dr. Rée die Sache beizulegen.

So kam das große Jahr 1848, das auch für die Schule eine Zeit des Umschwungs war. Es brachte die Entscheidung der seit lange schleichenden Krisis. Ein unbedeutender Anlaß brachte das Faß zum Überlaufen. Dr. Unna hatte einen Knaben wegen einer Hautkrankheit aus der Schule entfernt. Der Knabe kam bald darauf wieder mit einem Gesundheitsattest von einem andern Arzt. Rée, dem Klassenlehrer, genügte dies Attest aber nicht, und im Einverständnis mit Unna wies er den Knaben aufs neue weg. Das gab Anlaß zu einem heftigen Briefwechsel und einer ebenso heftigen Auseinandersetzung in der Direktionssitzung, wobei Kley und Beit die eine, Unna und Rée die andre Partei bildeten. Die Versammlung stellte sich auf Unnas und Rées Seite, Kley aber erklärte sich mit diesem Urteil nicht einverstanden und legte gegen die abermalige Zurückweisung des Knaben Verwahrung ein.

Das war am 4. März. Am 23. März kam es dann (ob allein aus Anlaß jenes Vorfalls oder ob noch andre Streitpunkte hinzugekommen waren, ist nicht klar) zur Entscheidung. Nachdem Kley das Zimmer verlassen hatte, um bei der vertraulichen Besprechung der Direktoren, seinen Streit mit Rée betreffend, nicht gegenwärtig zu sein, verlas der Präses ein Schreiben von Kley. Dieser bat, ihn seiner Stellung als Oberlehrer und Lehrer, mit Ausnahme des Religionsunterrichts, zu entheben. Er wolle fortfahren, für die Ordnung und innere Verwaltung der Schule Sorge zu tragen, und dafür nehme er, unter Verzicht auf alle übrigen Sporteln, sein bisheriges Fixum in Anspruch, wozu er sich durch 31jährige Dienste berechtigt glaube. Er begründete seinen Entschluß durch die ihm täglich unleidlicher werdende Stellung zu Herrn Dr. Rée (die Worte »zu Herrn Dr. Rée« sind in dem Protokoll durchstrichen), durch Konflikte mit den Lehrern sowie durch anhaltende Kränklichkeit.

Es vergingen dann einige Monate, bis man in der Sache weiter kam. Als am 3. Juni die Direktion sich wieder versammelte, entschuldigte der Präses Dr. Beit die angesichts einer solchen Krise doppelt auffällige Verzögerung mit mehrfachen Hindernissen, die den Direktoren nicht erlaubt hatten, sich vollzählig zu versammeln. Das klingt uns heute sehr glaublich. War doch schon in den ersten Tagen des März in Hamburg eine Anzahl Männer zusammengetreten, um ihre Stimme für ein deutsches Parlament zu erheben, und als Ende März in Schleswig-Holstein die Erhebung begann, fand auch diese in Hamburg leidenschaftliche Teilnahme. Dr. Beit erklärte weiter, man habe auch die ursprüngliche Absicht, Dr. Rée in dieser Sache zu vernehmen, fallen lassen. Inzwischen sei der

Wunsch nach einer mehr einheitlichen Leitung des Unterrichts stärker hervorgetreten. Der Präses habe daher auf Antrag eines der Direktoren, Siegmund Meyer, eine Privatversammlung der Direktion, also ohne Dr. Kley, in seinem eigenen Hause veranstaltet. Dort habe Siegmund Meyer ein Exposé über den Zustand der Schule vorgelegt und die Notwendigkeit betont, eine entscheidende Änderung zu treffen. Die Versammlung, erfreut darüber, daß eine solche Änderung zusammentreffe mit den eigenen Wünschen Dr. Kleys, dessen Verdienste sie übrigens anerkenne, habe zugestimmt und sein Rücktrittsgesuch genehmigt.

Jetzt aber zeigte sich, daß Kley dies Gesuch offenbar nur als Manöver gemeint hatte. Es war ihm ganz und gar nicht recht, daß man ihm beim Wort nahm. Er protestierte gegen den Beschluß der Versammlung als eine unbegründete Amtsentsetzung. Er wollte sein Schreiben anders aufgefaßt sehen und behauptete, man hätte erst mit ihm Rücksprache nehmen müssen. Er denke nicht daran, seine Stellung und noch weniger sein Gehalt aufzugeben. Nach seinen Opfern und Leistungen glaube er eine solche Behandlung nicht verdient zu haben. Nach dem Protokoll von 1820 sei er auf Lebenszeit angestellt (was nicht stimmt). Auch sei eine solche Privatversammlung der Direktion unstatthaft.

Der Präses und die andern Direktoren wiesen diese Angriffe zurück. Man deutete an, daß man Kley auch für den schlechten Ausfall des letzten Examens verantwortlich mache. Auch habe Kley schon lange eingestanden, daß der Geist der Schule nicht zu loben sei, worin eine Verdammung der Oberleitung liege. Auch sämtliche Lehrer seien mit der Direktion in ihrem Urteil über das Examen einig gewesen und hätten erklärt, daß sie eine Änderung je eher desto lieber sehen würden. Zwei Direktoren, Dr. Unna und Horwitz, erklärten, sie würden so lange aus der Direktion ausscheiden, bis diese Sache zum wahren Besten der Schule geordnet sei. Nach ferneren zum Teil hitzigen Debatten fügte sich Kley, doch sollte dem Protokoll der Privatsitzung eine andre, für ihn schmeichelhaftere Fassung gegeben werden.

Am 5. Juli ward dann die Angelegenheit durch folgende Vereinbarung erledigt: 1848

»1. Herr Dr. Kley begibt sich auf seinen Wunsch der Leitung des Unterrichtswesens und der Disziplin der Schule, wie er sie bisher gehabt hat, setzt dagegen als perpetuelles Mitglied der Direktion und Inspektor der Schule in bisheriger Weise die Verwaltung der

Schulangelegenheiten fort, erteilt ebenmäßig den Religionsunterricht und bezieht auch ferner sein bisheriges Einkommen ungeschmälert.

(gez.) Ed. Kley Dr.

2. Die von Herrn Dr. Kley niedergelegten Funktionen der Oberleitung des Unterrichtswesens und der Disziplin überträgt die Direktion auf Herrn Dr. Rée mit aller Freiheit und Selbständigkeit, welche diesem Amt gebührt und welche die Grundverfassung und das Statut der Schule gewährleistet, oder das künftige Statut gewährleisten wird.

Herr Dr. Rée wird an denjenigen Sitzungen der Direktion, zu denen er vom Herrn Präses eingeladen wird, mit beratender Stimme teilnehmen und kann seinerseits erforderlichen Falles beim Herrn Präses um eine Direktionssitzung anhalten.

Der Gehalt des Herrn Dr. Rée wird in Folge der Übernahme seiner neuen Funktionen nicht erhöht. (gez.) Anton Rée Dr.«

Die Hauptschwierigkeiten waren damit erledigt, das Übel, woran die Schule seit mehr als zwanzig Jahren gelitten hatte, beseitigt.

Am Schlusse dieses Kapitels sei es erlaubt, noch einiges nachzutragen, was sich schwer in den Zusammenhang der Erzählung fügt.

Ich habe schon erwähnt, daß das Schülermaterial noch immer große Schwierigkeiten machte, wiewohl anzunehmen ist, daß im Verhältnis zu den Zuständen, wie sie dreißig Jahre früher herrschten, eine wesentliche Besserung eingetreten war. Diebstähle werden noch ziemlich häufig erwähnt, die Unreinlichkeit und die Schulversäumnisse scheinen dagegen abgenommen zu haben.

Die Vermehrung der wissenschaftlichen Fächer der Schule hatte jedoch auch ihre Schattenseite, sie erzeugte bei den Schülern einen gewissen Hochmut. 1847 klagte ein Direktor, daß die Zöglinge wenig Lust hätten, untergeordnete, wiewohl ehrenwerte und nützliche Stellungen anzunehmen. So habe kurz zuvor ein geachtetes christliches Handelshaus einen Laufburschen gesucht, worauf sich 130 christliche Schüler gemeldet hätten, aber nicht ein einziger jüdischer. Er wünschte, daß die Lehrer versuchen sollten, aufklärend und ermahnend auf die Schüler einzuwirken.

Die Regelung des Strafverfahrens beschäftigte die Lehrer besonders in den Jahren 1845 und 1846. Der Entwurf selbst ist nicht vorhanden, aber er gab zu lebhaften Auseinandersetzungen Anlaß.

Noch spielten die Strafen und besonders das Nachsitzen eine sehr große Rolle. Man warf Rée vor, daß er in den Mittagsstunden

von 12—2 nachsitzen lasse. Es sei dies eine Härte, da die Schüler um ihr Mittagessen kämen. Rée verteidigte sich, ihm bleibe keine andre Zeit übrig, weil die Nachmittage, die im Winter ohnehin wegen des Mangels an Licht und Feurung nicht in Betracht kämen, auch im Sommer bis auf einen einzigen anderweitig besetzt seien. Rée ließ übrigens nicht wegen schlechten Betragens nachsitzen, sondern wegen ungenügender Leistungen.

Ein andrer gegen Rée erhobener Vorwurf war, daß er auf Anzeige von Schülern hin nachsitzen lasse. Es bestand nämlich in seinen Stunden die uns heute schwer vorstellbare, aber durch die große Zahl von fast 60 Schülern erklärbare Einrichtung, daß Schüler durch Schüler ausgefragt wurden. Er machte jedoch von dieser Einrichtung nur Gebrauch, wenn ein Schüler es ausdrücklich verlangte und sich nicht fähig genug fühlte, anders als mechanisch aufzusagen. Auch stand jedem Schüler die Berufung an ihn frei. Rée hatte sogar in seiner Klasse eine förmliche Jury eingerichtet, die in zweifelhaften Fällen die Schuldfrage entschied. Er berief sich seinen Kollegen gegenüber darauf, die I. Klasse würde einstimmig bezeugen, daß in seinen Stunden kaum eine Ungerechtigkeit vorfallen könne und bis jetzt noch keine vorgefallen sei.

Rée war durchaus kein Freund von übertrieben weichlicher Behandlung der Schüler, er hielt auf straffe Zucht und ließ den Schülern nichts durchgehen. Aber in Bezug auf das Betragen verließ er sich auf den Zauber seiner Persönlichkeit. Wiederholt erregte er den Verdruß seiner Kollegen, wenn er äußerte, für gewisse Vorkommnisse verdiene eigentlich der Lehrer Strafe, nicht der Schüler. Streng dagegen war er gegen Faulheit. Er wollte das Nachsitzen (oder richtiger Nacharbeiten) nur als Maßregel gegen träge Schüler gelten lassen. Ja, er erklärte gradezu (29. Dezember 1846), die Schule könne nur auf den Fleiß einwirken (will sagen: u n m i t t t e l b a r einwirken); demgemäß werde sich auch die Sittlichkeit bessern. Ein, wie mir scheint, sehr bedeutsamer pädagogischer Grundsatz.

Doch konnte er seine Kollegen nicht dazu bringen, die Nachsitzstrafe für schlechtes Betragen fallen zu lassen. Die Lehrer gaben Betragenstadel (sogenannte Zeichen), von denen sehr reichlich Gebrauch gemacht wurde, sodaß ein solcher Tadel durch die Häufigkeit seine Wirkung verlor. Deshalb suchte man durch die fühlbarere Strafe des Nachsitzens nachzuhelfen, und wer über 15 »Zeichen« in der Woche bekam, sollte nachsitzen. Im allgemeinen wurde gewiß, wenn wir den heutigen Maßstab anlegen, zuviel nachgesessen, und

obendrein in unrichtiger Weise. Was für ein Licht wirft es auf die bestehenden Zustände, wenn am 23. Mai Rée bitten muß, daß nicht zu viele Knaben ohne Aufsicht nachsitzen, und wenn darauf die Lehrersitzung nur beschließt, dies solle »möglichst berücksichtigt werden!«

Die Betragenszeichen wurden in ein besonderes Buch, das Zeichenbuch, eingetragen, das dann für die Beurteilung der Schüler maßgebend war. Wie bedenklich ein solches mechanisches Verfahren war, entging Rée nicht. Er meinte, wer nach dem Zeichenbuch der Erste sei, brauche darum noch nicht der Sittlichste zu sein, sei vielmehr oft nur der Ruhigste, vielleicht der Schläfrigste. Nach dem Zeichenbuch wurden auch die Schülerämter (die Ämter der sogenannten Inspektoren) bestimmt. Auf Rées Bedenken wurde jedoch beschlossen (24. November 1846), dies mechanische Verfahren durch eine vom Lehrerkollegium vorzunehmende Wahl zu ersetzen.

Neben dem Nachsitzen bestand die grausame Karzerstrafe in einem besondern Raum, wo die Schüler isoliert waren, für sittliche Vergehen. Am 24. November 1846 berichtete Kley, die Schüler der I. Klasse hätten ihn um Aufhebung dieser Strafe gebeten. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir von einer Art Schülerzeitung, worin diese Petition stand. Leider habe ich über diese interessante Einrichtung sonst nichts in den Berichten finden können. Die Schandtafeln, die früher üblich gewesen waren, blieben, obgleich ein Lehrer ihre Wiederherstellung wünschte, nach der neuen Strafordnung beseitigt.

Als äußerste Maßregel blieb die Ausschließung von Schülern. Diese Strafe, in der ersten Zeit der Schule etwas ganz Alltägliches, wurde jetzt seltener angewandt. Sie gab am 28. März 1848 Anlaß zu einem Streit zwischen Kley und Rée. Kley wollte einen noch nicht zwölfjährigen Knaben wegen geringer Leistungen und mangelnden Eifers entlassen wissen, Rée dagegen behauptete, daß eine Volksschule dazu kein Recht habe, er sei für Ausschließung nur bei solchen Vergehen, die leicht eine ansteckende Wirkung auf die Mitschüler äußerten.

Eine wichtige Reform gegen Ende dieses Zeitraumes betraf die Stundenzahl. Kley beantragte, da diese offenbar zu groß sei, am 20. Mai 1847 eine Herabsetzung. Hatte doch z. B. die I. Klasse außer dem Gesang- und Turnunterricht nicht weniger als 38 Stunden, was freilich damals in Hamburg nichts Ungewöhnliches gewesen zu sein scheint. Das Lehrerkollegium ging sehr gern auf Kleys Antrag ein, und die ordentlichen Lehrer (Kley, Rée, Roeloffs, Katzenstein, Blaumann) setzten dann in einer besondern Sitzung einen neuen

Lehrplan fest. Fortan hatten die I. und II. je 34 Stunden, die III. 33, die IV. 30. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß die V. Klasse wieder aufgegeben worden war, indem man vorgezogen hatte, die IV. zu teilen. Von Turn= und Singstunden abgesehen, hatte jetzt keine Klasse mehr als 6 Stunden täglich. Die I. und II. hatten Sonntags nur 4 Stunden, die III. nur 3, die IV. keine. Drei Lehrer sollten, da sie nach diesem Plan weniger Stunden hatten als bisher, am Sonntag von 11—1 abwechselnd die Nachsitzenden beaufsichtigen.

Auffallend ist an diesem Lehrplan die große Zahl der Fächer. So hatte (von Turnen und Singen immer abgesehen) die I. Klasse 15 Fächer, oder, wenn man Geometrie und Arithmethik zusammenfaßt, 14, wobei auf keines mehr als 3 Stunden kamen. Die Lehrer gaben sehr verschiedenartigen Unterricht: Rée z. B. Deutsch, Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik, Katzenstein Französisch und Naturgeschichte. Fast der ganze Unterricht lag in den Händen der fünf genannten ordentlichen Lehrer. Kley gab 17 Stunden, Rée 27, Katzenstein 30, Roeloffs 29, Blaumann 25. Außerdem gab es Fachlehrer mit sehr wenigen Stunden: Schuster für Schreiben, Barckhan und Levy für Zeichnen, Hinrichsen für Rechnen, Wertheim für Französisch und Englisch.

Die IV. Klasse hatte wöchentlich eine Stunde Parade.

Dieser Lehrplan scheint ohne wesentliche Veränderungen ungefähr 20 Jahre bestanden zu haben.

Merkwürdig ist der Fall eines polnischen Schülers. 1845 traf in Hamburg ein Knabe aus Kalisch ein, der allein unter vielen Beschwerden die Reise hierher gemacht hatte, durch seinen Bildungsdrang getrieben. Er ward von mehreren Seiten zur Aufnahme empfohlen, und wirklich entschloß sich die Direktion dazu. Doch betrug er sich nicht gut und verschwand bald wieder.

Viel wichtiger ist, daß Kley am 8. Februar 1844 anfragte, wie sich die Direktion zu der Aufnahme eines christlichen Schülers stelle, der sich gemeldet hatte. Obgleich der Schüler wegen des herrschenden Platzmangels zurückgewiesen werden mußte, so war doch die Mehrheit der Ansicht, daß grundsätzlich der Aufnahme eines Christen nichts im Wege stehe.

Was die Lehrer betrifft, so ist das meiste schon gesagt worden, und wir haben bemerkt, daß sie im allgemeinen es wenigstens an Eifer nicht fehlen ließen. Doch machte man die Bemerkung, daß mit der Zahl der Unterrichtsstunden das Interesse an der Schule abnehme. Besonders gaben die Singlehrer unaufhörlich Anlaß zur



Klage, obgleich sie sonderbarerweise wohl verhältnismäßig am besten bezahlt wurden. Ein wissenschaftlicher Lehrer, Dr. Günther z. B., der Dr. Rée, als dieser 1839 längere Zeit krank war, vertrat, bekam für 21 Stunden wöchentlich, also ca. 90 im Monat, nur 40 ℔, also ungefähr 0,50 Mk. für die Stunde, wogegen 1845 ein Gesanglehrer für seine zwei wöchentlichen Stunden 100 ℔ im Jahr, d. h. ungefähr 1,30 Mk. für die Stunde bekam. Ein andrer hatte sogar 150 ℔ gefordert. Ähnlich steht es mit den Turnlehrern.

Eine eigentümliche Schwierigkeit bot der Fall eines jüdischen Lehrers, Katzenstein. Er wurde 1845 angestellt unter dem Vorbehalt, daß sein Verhältnis zu den Vorstehern der jüdischen Gemeinde geordnet werde. Anfangs schien auch alles gut zu gehen. Aber 1848 wurde sein Aufenthalt von der Fremdenkommission der Gemeinde angefochten. Zwei Direktoren sollten versuchen, die Sache in freundschaftlicher Weise zu regeln, es gelang ihnen aber nicht. Auch Katzensteins eigene Bemühungen bei dem Senator Dr. Goßler führten zu nichts, der Senat war offenbar der jüdischen Behörde gegenüber machtlos. Es blieb der Direktion nichts übrig, als Katzenstein den Rat zu geben, er solle selbst zusehen, wie er sein Verbleiben sicherstelle. Wie die Sache weiter verlief, ergibt sich aus den Protokollen nicht, nur sehen wir, daß Katzenstein blieb. Vermutlich hat die große Umwälzung von 1848 auch hier einen Wandel geschaffen.

Zu bemerken ist ferner, daß man am Ende dieser Periode dem Gesundheitszustand der Kinder mehr Aufmerksamkeit zu widmen begann. Man beschloß am 16. Februar 1848, Kinder, die an einer ansteckenden Krankheit litten, auf den geringsten Verdacht zu entfernen und überhaupt auf ihre Gesundheit achtzugeben. Die staatlichen Behörden verhielten sich damals in dieser Sache noch völlig gleichgültig.

Ein Unstern eigener Art schien über dem Examen zu walten. Nachdem ein solches 1842, kurz nach dem Brande, wie wir gesehen haben, stattgefunden hatte, jedoch nicht zur Zufriedenheit ausgefallen war, traten in den folgenden Jahren immer neue Hindernisse ein. An eine eigene Räumlichkeit für diesen Zweck war bei den beschränkten Geldmitteln natürlich nicht zu denken. 1847 war man fest entschlossen, zu dem alten Brauch zurückzukehren, aber wegen einer Erkrankung Rées wurde nichts daraus. Das vorhin erwähnte Examen, das bei der Verabschiedung Kleys eine Rolle spielte, war kein öffentliches. Ein solches sollte nun endlich 1848 abgehalten werden. Die Lehrer erklärten (23. September 1847), es sei eine Schande für ein öffentliches Institut, kein Examen abzuhalten, und

am 16. Februar 1848 bestimmte man den 30. April dafür. Die gleich darauf eintretende Krise in der Schule wäre vielleicht kein Hindernis gewesen. Aber dennoch nahm man auch diesmal von der geplanten Feier Abstand, »in Betracht der jetzigen Zeitverhältnisse«, wie es im Protokoll heißt. Hier werfen die ungeheuren Ereignisse des Revolutionsjahrs ihren Schatten auf unsre Schule. Sonst ist fast nirgends in den Verhandlungen von den politischen Vorgängen die Rede, so sehr auch Rée in sie verflochten war.

Inhalt des dritten Kapitels.

Eintritt Rées. Sein Bildungsgang. Seine pädagogische Begabung. Ein neuer Lehrplan. Das 25jährige Jubiläum. Eingabe an den Gemeindevorstand. Ausbau des Unterrichts. Platzmangel. Erhöhung des Beitrags der Gemeinde. Wirksamkeit der Direktion. Inspektionen. Todesfälle. Ungünstige finanzielle Lage. Innere Zustände. Leistungen der Lehrer. Entfernung von Schülern. Überfüllung. Stellung der beiden ordentlichen Lehrer. Kleys Entlassungsgesuch. Rée tritt an Kleys Stelle. Die Schüler in diesem Zeitraum. Die Lehrer. Die Zuchtmittel. Beschränkung der Stundenzahl. Die Examina.

4. Kapitel.

Die erste Hälfte von Dr. Rées Direktorat (1848–1870).

Nachdem Rée an die Stelle von Kley getreten war, kam in die Schule alsbald ein frischerer Zug. Schon in der Direktionssitzung vom 5. Juli 1848, die, wie wir gesehen haben, Rée seine neue Stellung anwies, hielt er einen längern Vortrag und sprach seine Grundsätze betreffs Unterricht und Disziplin aus. Er machte auch Vorschläge, wie der Unterricht in die Hände einer kleinern Zahl von Lehrern gelegt werden könne. Nachdem die Direktion sich genauer über die Leistungen der einzelnen Lehrer unterrichtet hatte, ging sie hierauf ein. Drei Lehrer, Schuster, Kröger und Barckhan, wurden gekündigt. Ein neuer Lehrer, Saß, wurde für Singen und Turnen angestellt, aber die Stunden Schusters und Barckhans übernahmen Roeloffs und Blaumann mit. So ward das Lehrerkollegium vermindert, was nicht nur dem Unterricht und der Disziplin zu gute kam, sondern auch eine Ersparnis bedeutet.

Man bemerkte auch bald, daß eine festere Hand die Zügel ergriffen hatte. Kröger bat dringend um Zurücknahme der Kündigung, und Kley nahm ihn in Schutz, aber auf Rées Gutachten hin blieb es bei der Entlassung. Mit derselben Entschiedenheit wandte sich Rée gegen allerlei bisher bestehende nachlässige Gewohnheiten. So wurde ein Heft angelegt, worin alle Versäumnisse der Lehrer eingetragen wurden, und nach einem halben Jahre konnte Rée berichten, daß seitdem nur noch Lehrer wegen Krankheit gefehlt hatten. Schwerer war mit dem Custos fertig zu werden, der so wenig seine Pflicht tat, daß fremde Besucher sich tadelnd über die Unsauberkeit in der Schule und die verdorbene Luft der Klassenräume äußerten. Endlich wurde dem Custos eine wöchentliche Zulage von 2 ℔ bewilligt, die er auf Reinhaltung des Hauses zu verwenden hatte, jedoch sollte er dies Geld nur empfangen, solange die Reinlichkeit genügend war, und die Entscheidung darüber hatte Rée. Das half.

Noch ein Beispiel, um zu zeigen, wie kräfttig Rée gegen Unordnungen jeder Art einschritt. Ein Schüler der I. Klasse hatte vor Ablauf der gesetzmäßigen Zeit die Schule verlassen. Rée konnte ihn zwar nicht zurückholen, aber er verwies den jüngern Bruder des Abgegangenen nun ebenfalls aus der Schule und blieb bei der Entscheidung trotz allen Bitten und Einreden des Vaters.

Nachdem die dringendsten Angelegenheiten erledigt waren, kam Rée auch auf die Revision der Statuten zurück und erklärte sich bereit, einen neuen Entwurf vorzulegen. Zu dessen Beratung ward am 6. Dezember 1849 ein Ausschuß, aus dem Präses Beit, Kley und Rée bestehend, gewählt, und schon am 14. Januar 1850 war nicht nur der Ausschuß, sondern auch das Plenum mit den Statuten fertig. Eine Sache, die über zwanzig Jahre ersehnt worden war, ward so in wenigen Wochen erledigt.

Die neuen Statuten brachten auch eine Veränderung der Titel. Die Direktion hieß von jetzt an Vorstand, wogegen der Direktortitel auf Rée überging. Kley sträubte sich auf das heftigste und wollte seinen Direktortitel nicht fahren lassen, ward aber überstimmt. Für den gewöhnlichen Verkehr hatte übrigens die Titeländerung keine Bedeutung. Für die Schüler und das Publikum blieb der Direktor bis an sein Ende Herr Dr. Rée, wie denn überhaupt unser Hamburg damals mit der Titelsucht noch ziemlich verschont war.

Als gegen Ende des Jahres 1849 der Lehrer Roeloffs kündigte, meinte Rée, es ließe sich für die Schule noch eine Ersparnis bewirken, wenn für den Elementarunterricht ein junger Mann namens Glogau angestellt würde, der ein früherer Schüler der Freischule war und sich auf dem Seminar zu Eisenach die Zufriedenheit seiner Lehrer erworben hatte. Dieser junge Mann war 17—18 Jahre alt. Es wurden Bedenken erhoben wegen seiner großen Jugend. Aber Rée trat warm für ihn ein, er hoffte und sprach dies auch aus, daß dieser junge Mann in vollkommener Übereinstimmung mit ihm selber wirken werde. Glogau ward schließlich probeweise auf drei Monate angestellt, mit einem Anfangsgehalt von 300 ℳ. Man ließ bei dieser Gelegenheit auch den auf Schusters Antrag eingeführten Unterricht im kaufmännischen Buchhalten wieder fallen, weil er nach Rées Ansicht, der auch die kaufmännischen Mitglieder des Vorstands beitraten, für die Praxis wertlos war. Glogau bewährte sich und ward Ostern 1850 mit 400 ℳ angestellt. Als einer der pflichteifrigsten Lehrer wirkte er an der Schule bis an seinen Tod (er endete 1868 durch Selbstmord).

Noch ein zweiter ehemaliger Schüler der Anstalt fand an ihr Anstellung als Lehrer. Im April 1851 ward Martin Meyer angestellt. Siebenjährig war er zu Weihnachten als Schüler aufgenommen worden und hatte die Schule bis Michaelis 1844 besucht. Er war dann Buchhändler geworden und hatte die letzten zwei Jahre an einer Privatschule unterrichtet. Auch dieser Lehrer erhielt zuerst nur 300 ℳ, dann, da er sich brauchbar zeigte, 400 ℳ.

Als 1854 der Sprachlehrer Wertheim, der viele Jahre hindurch der Schule weniger zum Nutzen als zur Last gereicht hatte, seine Entlassung erbat, befürwortete Rée, für die fremden Sprachen nicht, was manche immer noch für richtiger hielten, einen Fremden zu nehmen, sondern einen tüchtigen Schulmann. Er war mit Recht der Meinung, daß die Aussprache nicht die Hauptsache sei, womit er aber, wie mit so vielen pädagogischen Einsichten, seiner Zeit voraus war. Der Nachfolger, den er vorschlug, hieß Frensdorff und wurde warm empfohlen von einem Vorstandsmitglied, bei dem er seit drei Jahren als Hauslehrer tätig war. Auch dieser hat, ebenso wie Martin Meyer, viele Jahre, noch bis nach Rées Tode der Schule angehört. Verdientermaßen galt er bald, wegen seiner großen Gewissenhaftigkeit, obgleich seine Lehrmethode nicht frei von Pedanterie war, als der Erste im Kollegium, als Vertrauensperson des Direktors und als dessen Vertreter in Fällen der Behinderung.

Der Nestor unter den Lehrern war Blaumann, noch einige Jahre älter als Rée und schon 1844 an der Israelitischen Freischule angestellt, an der er fast fünzig Jahre gewirkt hat. Er war einer von jenen früher erwähnten merkwürdigen zünftigen Lehrern, die als »Moschü« ihre Laufbahn begannen. Entsprechend diesem Bildungsgang war er ohne viel Kenntnisse, aber von großer Sicherheit des Auftretens und sehr energisch, was für einen Lehrer ja auch von Wert ist.

Zu diesen Lehrern, die jahrzehntelang die Hauptstützen der Schule waren, kamen einige andre, die ebenfalls voll beschäftigt waren, aber bei zunehmendem Alter mehr in den Hintergrund traten: Piza I (seit 1859 Dr. Piza), Levy und Piza II. Diese waren die Klassenlehrer und hatten als solche größern Einfluß, wogegen früher, wie Rée einmal in der Lehrersitzung ironisch bemerkte, ein Klassenlehrer ein solcher Lehrer war, der vom Dienst beim Bürgermilitär befreit war.

Durch die Vorstandssitzungen zieht sich wie ein roter Faden Rées Bemühen, den Lehrern eine bessere Stellung und vor allem bessere Besoldung zu erkämpfen. Solange die Finanzen so ungünstig standen wie in den ersten Jahren seines Direktorats, hatte er dem

Vorstand gegenüber kein leichtes Spiel. Die Anfänge waren denn auch bescheiden genug. Am 28. April 1851 ward der erste Schritt getan. Rée zeigte, daß durch größere Zusammenfassung des Unterrichts in einzelnen Händen der Schule trotz Gehaltsaufbesserung kaum eine Mehrausgabe erwachse. Auch konnte er sich auf die steigende Schülerzahl berufen. Die Schule zählte jetzt 220 Schüler, und zu Johanni konnte man auf 240 rechnen. Der Vorstand stimmte bei, und danach stellten sich die Gehälter jetzt wie folgt: Rée 1200 ℳ (nebst Wohnung), Katzenstein 800, Blaumann 540, Glogau 456, Levy 444, Meyer 400, Wertheim 240, Hinrichsen 144, ein Turnlehrer 125, der Gesanglehrer Buhr 100. Zusammen 4449 ℳ. Dazu kam Kley, der sein volles Gehalt und ein Fünftel der Schulgelder empfing. Zu den Gehältern kam ferner das des Custos hinzu, von dem Rée gradezu behauptete, daß er so gut wie entbehrlich sei.

Soviel ist klar, daß für die meisten Lehrer, wenn nicht für alle, die Einkünfte aus Privatstunden noch die Hauptsache waren.

Im Mai 1852 erklärte der Vorstand, da Rée sich seit einer Reihe von Jahren so sehr um die Schule verdient gemacht habe, so gebühre ihm ein Zeichen der Anerkennung. Es ward daher sein Gehalt um 150 ℳ erhöht. Damit stand er noch immer weit hinter Kley zurück.

Die Finanzen besserten sich bald nach 1848. Geschenke und namentlich Legate flossen der Schule nach wie vor zu. Man machte außergewöhnliche Anstrengungen zur Heranziehung von Kontribuenten, und besonders ein Vorstandsmitglied, Siegmund Meyer, war mit Erfolg in dieser Richtung tätig, sodaß am 10. November 1851 festgestellt werden konnte, daß sich die Zahl der Kontribuenten um ein Drittel vermehrt hatte. Dennoch war auch diesmal die Besserung nicht von Dauer.

Dafür erlangten die Schulgelder allmählich höhere Wichtigkeit. Im März 1854 äußerte Rée den Wunsch, daß das Schulgeld in einigen Fällen auf 100 ℳ gesteigert werde, und bei drei Schülern wurde dieser Satz auch sogleich angewandt. Bisher hatte fast niemand mehr als 30 ℳ bezahlt; fortan treffen wir als Regel die Sätze von 40 und 60 ℳ. Ferner beschloß auf Rées Antrag am 30. Januar 1856 der Vorstand, alle Schüler, auch die Freischüler, sollten zugleich mit dem Schulgeld vierteljährlich 2 ℳ Büchergeld zahlen, wofür ihnen alle Bücher und Schreibmaterialien geliefert wurden. Die alte Einrichtung der Schillingskasse wurde nach und nach beseitigt. Was die Schüler über das ihnen gesetzlich zukommende brauchten, konnten sie in der Schule von der sogenannten Bücherkasse kaufen, die ein Lehrer verwaltete. Die Schüler erhielten dort die Gegenstände be=

deutend billiger als bei den Kleinhändlern, und trotzdem erzielte die Schule noch einen kleinen Überschuß. Diese Einrichtung besteht noch heute. Es wäre interessant, zu untersuchen, wie weit die Bestrebungen von Schultze-Delitzsch hier eingewirkt haben.

Bis 1854 hatte Kley die Abrechnungen unter sich gehabt. Dann ging dies Geschäft, da Kleys Gesundheit sich verschlechterte, auf Rée über. Von diesem Zeitpunkt an sind die Abrechnungen sämtlich in Rées überaus kleiner, aber zierlicher, regelmäßiger und leserlicher Schrift abgefaßt, sodaß ein bequemer Einblick ermöglicht ist.

Wir sehen aus diesen Kassabüchern, wie die Schulgeldeinnahmen stetig und rasch zunehmen. 1854 betrugen sie nur 2732 ℔, wobei allerdings etwas, aber nur ein paar hundert Mark für Bücher hinzuzurechnen ist. In den folgenden Jahren bis 1861 steigen sie auf 6495 ℔. Also mehr als eine Verdoppelung in sieben Jahren.

Dabei ist zu bemerken, daß die Schülerzahl in diesen Jahren nur wenig stieg. Sie betrug, wie die Protokolle zeigen, am 11. Oktober 1852 230 und Ostern 1860 260. Auch das Verhältnis der Freischüler blieb ziemlich unverändert. Das Mehr an Einnahmen war also nur dadurch bewirkt, daß man die Zahllungsfähigen stärker heranzog, womit nicht nur ein finanzieller, sondern obendrein auch ein ideeller Zweck erreicht wurde.

Nicht daß nun etwa die Schule in Überfluß geschwommen hätte. Was sie mit der einen Hand einnahm, gab sie mit der andern wieder aus, namentlich für Lehrergehälter und für Bauten. Auch schwanden die Kontribuentengelder immer mehr dahin. Seit Mitte der fünfziger Jahre ist von Heranziehung neuer Subskribenten, die sonst eine immer wiederkehrende Sorge des Vorstands gewesen war, überhaupt nicht mehr die Rede. Die Finanzen hatten jetzt als Grundlage die Zinsen aus dem beständig sich vergrößernden Kapital und namentlich die Schulgelder. Dadurch war die Schule unabhängig von den Launen zahlreicher Spender. Was das sagen wollte, mag man an einem Beispiel sehen. 1862 erklärte einer der Kontribuenten, er ziehe seinen Beitrag zurück, weil ihn die politische Wirksamkeit einiger Lehrer der Schule nicht gefalle. Wer mit den »einigen Lehrern« gemeint war, läßt sich nur erraten. Zunächst natürlich Rée, außerdem wahrscheinlich Dr. Piza, der an einem liberalen Blatte, der Reform, tätig war. In früheren Jahren hätte ein solches Vorkommnis den Vorstand in Verlegenheit gesetzt; jetzt erklärte er einfach, daß gegen die bisherige politische Wirksamkeit der Lehrer nichts einzuwenden sei. Er konnte die Sache mit aller Ruhe ansehen, denn, wie kurz darauf (4. Februar 1864) in einer Sitzung

festgestellt wurde, stand die Schule jetzt so, daß sie zur Not selbst ohne die Unterstützung der Gemeinde fortgeführt werden konnte; wieviel mehr also bei Wegfall einiger Beiträge von Subskribenten.

Rées Ansicht ging dahin, daß das Gehalt den Leistungen entsprechen müsse. Sobald ein Lehrer gute Erfolge erziele, sollte er das an seiner Einnahme spüren. Nur auf einen wandte er diesen Grundsatz nicht an: auf sich selber. Für sich begehrte er eine auskömmliche, aber keine glänzende Stellung. Sehen wir nun zu, wie in den ersten der erhaltenen Kassabücher dies zum Ausdruck kommt. Im letzten Quartal 1854 bezogen acht Lehrer 200, 150, 135, 135, 120, 75, 36, 25 ℳ. Sieben Jahre später betrugen die entsprechenden Sätze: 250, 250, 250, 210, 200, 180, 150, 72 ℳ. Die Zahl der Lehrer war die gleiche geblieben, nur waren einige, die sonst nur wenige Stunden gegeben hatten, jetzt stärker beschäftigt. 1854 wurden im Jahr ca. 3600 ℳ ausgegeben, 1861 hingegen 8600 ℳ. Die Gehälter wuchsen, wie man sieht, ungefähr in demselben Verhältnis wie die Einnahmen aus dem Schulgeld. Allerdings gab es wohl auch jetzt an der Israelitischen Freischule schwerlich einen Lehrer, der ohne eine Nebeneinnahme leben konnte. Aber die Schule war auf dem besten Wege dazu, und sicher ist, daß sie in Bezug auf Gehälter den meisten Hamburger Schulen weit voraus war.

Ein bequemes Leben führten die Lehrer freilich nicht. Es war z. B. Regel, daß sie die ganze Unterrichtszeit über, also von 8 bis 12 und von 2 bis 4 in der Schule tätig waren. Als eine Neuerung wird in der Lehrersitzung vom 28. Februar 1857 bemerkt, daß nach dem neuen Stundenplan mehrere Lehrer einige Stunden frei bekommen würden. Es wird ihnen jedoch gleich zur Pflicht gemacht, auch diese Freistunden im Schulgebäude zu verbringen. Als eine Erleichterung ward es allgemein empfunden, als im Jahre 1856 die geteilte Schulzeit abgeschafft wurde. Die Unterrichtszeit wurde auf die Stunden von 9 bis 3 festgesetzt, nachdem von den durch ein Rundschreiben befragten Eltern die weitaus meisten sich für die Neuerung ausgesprochen hatten. Nur der Lehrer Blaumann hatte durch diese Veränderung einen Schaden, denn er hatte sonst die Mittagszeit dazu benutzt, in Mädchenschulen zu unterrichten. Ihm wurde deswegen eine Zulage von 50 ℳ bewilligt.

Der Platzmangel machte all diese Jahre hindurch ernstliche Schwierigkeiten, und eine gründliche Abhülfe ward nicht erreicht. Wollte man nicht die Aufnahme der Schüler beschränken, so mußte man unbedingt das Schulgebäude erweitern. Eine öffentliche Aufforderung zu Beiträgen für einen Bau ergab im Jahre 1850 nur



ungefähr 900 ℳ, wogegen man die Kosten für Neubau und Reparaturen auf ungefähr 8000 ℳ veranschlagte. Also behalf man sich, so gut oder schlecht es ging, noch einige Jahre und nahm 1854 eine größere Reparatur vor. Obgleich die Finanzen sich bald darauf besserten und das Kapital ein stetes Wachstum zeigte, so hätte man doch noch mit dem Neubau gezögert, wenn nicht 1856 eine großmütige Frau, die Witwe Nathan Behrens, dem Direktor 3000 ℳ geboten hätte, unter der Bedingung, daß das Geld zu einem Neubau verwandt werde. Auch jetzt noch waren die Ansichten im Vorstand geteilt. Die Mehrheit aber war der Meinung, daß man eine so günstige Gelegenheit nicht dürfe vorübergehen lassen. Die Schulgelder würden zunehmen, und wenn wirklich die Einnahmen nicht reichen sollten, so würde es kein so großes Unglück sein, auch einmal zeitweilig das Kapital anzugreifen. So konnten denn zu Ostern zwei neue Klassen eingeweiht werden, bei welcher Gelegenheit eine einfache kleine Feier veranstaltet wurde. Eine gründliche Hülfe war das nicht, am 11. Oktober klagte Rée aufs neue: in der untersten Klasse befänden sich 65 Schüler, sodaß namentlich beim Schreibunterricht kein Platz zum Sitzen da sei. Auch wurden fünf Stunden in kombinierten Klassen gegeben, wo die Schülerzahl 80 betrug, weshalb die geplagten Lehrer dringend eine Trennung dieser Klassen befürworteten. Ferner mußte festgestellt werden, daß in den fremden Sprachen die Schule wegen der Überfüllung hinter andern Schulen zurückstand. Die Lehrer empfahlen eine Zerlegung der I. Klasse, deren Kursus zweijährig war, für die Sprachstunden. Man brauche keinen neuen Klassenraum, mit geringen baulichen Veränderungen könne das Vorstandszimmer zu diesem Zwecke dienen. Der Vorstand willfahrte diesem Wunsch.

Daß die Schule jetzt einigermaßen unabhängig war, war die Vorbedingung für die Reformen, die jetzt in Angriff genommen wurden. Wünsche und Pläne, die schon bei der Gründung der Schule sich als Keim gezeigt hatten, aber bei der Ungunst der Zeiten nicht zur Entfaltung gekommen waren, wurden jetzt durch Rées Tatkraft zur Wirklichkeit.

Sein Ziel war, daß der Schule ihr konfessioneller Charakter abgestreift, daß sie in eine Simultanschule verwandelt werde. Es schmerzte ihn, eine Schranke zwischen den Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse aufgerichtet zu sehen, und er versprach sich eine Förderung der Toleranz von der Vereinigung der Bekenntnisse in derselben Schule. Sein Streben ging also dahin, daß die Schule auch christlichen Schülern ihre Pforten öffne.

Kley hegte diesen Wunsch zwar gleichfalls, aber er war nicht gewillt, den Weg zu gehen, der allein dahin führte. Kley, wie wir gesehen haben, versprach sich alles Heil von rituellen Reformen, und bei deren Verteidigung konnte er sogar eine gewisse Unduldsamkeit zeigen. Die Schule stellte er in den Dienst der Religion, wie er sie verstand. Es war eine sehr abgeklärte, milde Religion, aber immerhin Religion. Dagegen war Rée, so warm er für die Juden als Menschen fühlte (wie denn überhaupt jeder Unterdrückte seiner lebendigen Teilnahme sicher war), das Reformjudentum ebenso gleichgültig wie das strenge Judentum alten Schlags.

Solange das Hebräische ein Hauptfach in der Schule war, solange Andachtsübungen eine große Rolle spielten, konnte man christlichen Eltern kaum zumuten, ihre Söhne zu schicken. Rée wollte nur einen fakultativen Religionsunterricht anerkennen, und er betrachtete mit Recht auch den hebräischen als einen Teil des Religionsunterrichts. Hier stieß er auf den Widerstand Kleys, dem seine hebräischen Stunden ans Herz gewachsen waren. Er wandte ein, dieser Unterricht sei nicht religiös, sondern wissenschaftlich und geschichtlich. In der Debatte, die darüber am 6. Mai 1850 stattfand, stimmten die meisten Vorstandsmitglieder Rée im Prinzip bei, aber sie hatten wegen des Gemeindevorstands und der Kontribuenten Bedenken, auch hingen die Eltern meistens an dem Hergebrachten; wiewohl anch die entgegengesetzte Meinung vertreten war (Anfang 1850 nahm sogar ein Vater seinen Sohn aus der Schule, weil der Präses sich außer stande sah, ihn vom Religionsunterricht zu dispensieren). Rée drang also mit seinem Kampf gegen den hebräischen Unterricht beim ersten Anlauf noch nicht durch.

Er versuchte es bald darauf auf einem andern Wege, indem er 1851 in der Lehrersitzung eine Diskussion veranstaltete. Die Lehrer außer Kley und Katzenstein stimmten ihm bei, daß das Hebräische ein Teil des Religionsunterrichts sei und deshalb im Interesse der Gewissensfreiheit die Schule auf Verlangen der Eltern davon dispensieren müßte.

Noch war die Sache in der Schwebe, als sie sich mit einer andern Frage verzwickte. Am 7. Januar 1852 teilte Rée dem Präses mit, daß ein christlicher Vater um Aufnahme seines Sohnes gebeten hatte. Bei der Statutenrevision war ausdrücklich die Möglichkeit vorgesehen worden, auch Christen aufzunehmen, doch wollte der Präses in diesem wichtigen Falle nicht ohne den Vorstand handeln. In der Sitzung vom 21. Januar 1852 wies Rée mit freudig bewegten

Worten darauf hin, wie man hier Gelegenheit habe, mit einem Beispiel der Toleranz vorzugehen. Er fürchtete weder vom Staat noch von der Kirche Schwierigkeiten. Im schlimmsten Falle werde man freilich, »wie jetzt überall«, der Gewalt weichen müssen, aber dann doch wenigstens die Genugtuung haben, daß man das Gute gewollt hätte. In dieser Frage hatte Rée alle auf seiner Seite, wenn auch einige sich die Hindernisse nicht verhehlten. Man erklärte, die Aufnahme christlicher Schüler sei gestattet, und machte nur den Vorbehalt, daß dadurch den jüdischen Schülern kein Eintrag geschehen dürfe. Der angemeldete christliche Schüler ward aufgenommen.

Der Widerspruch kam nicht vom Staat noch von der christlichen Kirche, wohl aber vom Vorstand der deutsch-israelitischen Gemeinde. Zunächst äußerte dieser nur vertraulich den Wunsch, daß die jüdischen Schüler keinen Schaden leiden möchten, und schlug vor, die Zahl der christlichen Schüler von vornherein festzustellen. Aber nach einigen Monaten ward er plötzlich andern Sinns und richtete an den Vorstand der Schule ein Schreiben, worin er eine weitere Aufnahme christlicher Schüler gradezu verbot. Rée wollte am liebsten alles wagen und erklärte sich bereit, im Notfall selbst ein namhaftes Geldopfer zu bringen. Die Mehrzahl aber sah ein, daß Widerstand fruchtlos sei. Der Schulvorstand fügte sich, protestierte aber zugleich energisch gegen jeden Versuch, sich in die innern Angelegenheiten der Schule zu mischen. In derselben Sitzung (11. Oktober 1852), ging ein Antrag des Präses Dr. Warburg durch, die Teilnahme am hebräischen Unterricht den Eltern zu überlassen. Es war gleichsam die Unterstreichung des Protestes. Nur Kley wehrte sich auch jetzt auf das entschiedenste. Die Eltern von etwas über zwanzig Knaben machten alsbald von der gebotenen Freiheit Gebrauch. Der Gemeindevorstand verhielt sich ruhig. Der einzige aufgenommene christliche Schüler, Hermann Heinrich Wilhelm Harms, blieb in der Schule bis 1857.

Wie gut übrigens das Verhältnis zum Gemeindevorstand auch jetzt noch war, zeigte sich im Januar 1854, als an Rée ein vorteilhafter Ruf nach Frankfurt a. M. erging. Der Gemeindevorstand bewilligte aus diesem Anlaß der Schule eine jährliche Zulage von 1000 ℔, aber ausschließlich zu dem Zweck, sie Rées Gehalt zuzulegen. Nur sollte er sich verpflichten, noch wenigstens fünf Jahre an der Schule zu bleiben und während dieser Zeit keine weitere Gehaltserhöhung zu beanspruchen. Rée erklärte darauf, daß eine Veränderung seiner Lage, soweit seine Wünsche in Betracht kämen, für alle Zukunft als so gut wie ausgeschlossen gelten könne.

Die Streitigkeiten ruhten dann einige Jahre. Die Andachtsübungen müssen allmählich abgekommen sein. Wir hören, daß im Jahre 1855 die der Schule gehörige Orgel verkauft wurde. Sie war ein Geschenk Jakob Oppenheimers aus den ersten Zeiten der Schule. Jetzt verschwand sie, teils aus Mangel an Platz, teils weil sie überflüssig geworden war.

Um diese Zeit war es auch, daß Kley seine Tätigkeit einstellte. Nachdem er schon eine Weile gekränkelt, erfolgte im Dezember 1855 seine Pensionierung. Er behielt sein ganzes bisheriges eigentliches Gehalt von 1600 ℳ als Pension. Als er im Juni 1856 nach längerer Erholungsreise wieder im Vorstand erschien, hieß ihn der Präses als Ehrenmitglied willkommen. Obgleich er seine Lehrtätigkeit eingestellt hatte, nahm er an den Vorstandssitzungen nach wie vor teil.

Wir bemerken an Kley oft eine rechthaberische und kleinliche Gesinnung. Daß er aber doch von ganzer Seele Lehrer war, wird sich nicht bestreiten lassen. Ich führe nur einen Zug aus seinem Biographen Jonas an (S. 16). Die Entlassung seiner Schüler ergriff ihn jedesmal so tief, daß er, um nicht während der Feier von seiner Rührung überwältigt zu werden, gezwungen war, sich vorher im Hause lebhaft in den Hergang zu versetzen und sich durch Tränen Erleichterung zu verschaffen.

Ein Streit wegen eines uns höchst unbedeutend scheinenden Anlasses bewirkte einige Zeit darauf, daß Kley auch aus dem Vorstand schied. Im Hebräischen gibt es zwei Aussprachen, die der portugiesischen und die der deutschen Juden. Sie sind nicht so unähnlich, daß sie nicht nebeneinander gebraucht werden könnten. In der Freischule war von vornherein die portugiesische Aussprache eingeführt, weil es die von den christlichen Gelehrten angenommene ist. Es lag darin aber eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen die Eltern, die, mit Ausnahme der wenigen portugiesischen Juden, sich allgemein der deutschen Aussprache bedienten. Deshalb setzte Rée jetzt durch, daß dieser Zwang wegfiel und es den Eltern überlassen ward, welche Aussprache ihre Söhne gebrauchen sollten. Kley verwahrte sich gegen diesen Beschluß, in dem er einen bedenklichen Rückschritt, ein Zugeständnis an die Orthodoxie erblickte. Es kam noch eine andre, ebenfalls den hebräischen Unterricht betreffende Formfrage hinzu, in der Rées tolerantere Ansicht ebenfalls siegte. Dies verstimmte Kley aber dermaßen, daß er seine Ehrenmitgliedschaft niederlegte (März 1858).

In demselben Jahre ward die Frage der Zulassung christlicher Schüler von neuem aufgeworfen. Im April 1858 wandte sich wieder

ein christlicher Vater, Schuhmachermeister Töck, mit der Bitte um Aufnahme seines Sohnes an Rée, der ihn infolge des früher gefaßten Beschlusses zurückweisen mußte. Rée erzählt den Vorgang mit folgenden Worten: »Ein Schuhmachermeister, der seinen Sohn aufgenommen haben wollte und von mir zurückgewiesen werden mußte, wandte sich Beschwerde führend an den Schulvorstand. Er setzte diesem auseinander, er habe einige Jahre zuvor, als die Zunft der Schuhmacher von neuem den Meistern verbot, Juden als Lehrlinge aufzunehmen, dieses Verfahren als intolerant und inhuman betrachtet, die Gegnerschaft seiner Mitmeister nicht gefürchtet und einen Juden als Lehrling aufgenommen. Zum Danke begegne er jetzt beim Schulvorstand derselben intoleranten Behandlung, gegen die er sich früher in seiner Zunft gewandt habe.« Diese Auseinandersetzung schlug durch (Rée G S T S. 6). Auf Rées Antrag ward nun ein Ausschuß zur nochmaligen Prüfung der Frage gewählt. Aber noch über ein Jahr schwankte der Vorstand, bis endlich am 14. Juli 1859, nachdem von neuem ein christlicher Vater mit einem Aufnahmegesuch gekommen war, der alte, vor mehr als sieben Jahren gefaßte Beschluß wiederhergestellt ward. Allerdings geschah dies nicht ohne Widerstand, denn der Präses Dr. Warburg, der seit fünf Jahren dies Amt innehatte, erklärte seinen Austritt, da er die Verantwortung gegenüber der Gemeinde nicht übernehmen wollte. Die Zahl der christlichen Schüler war natürlich im Anfang noch sehr klein. Aber durch die große Beliebtheit, deren sich Rée in weiten Kreisen Hamburgs erfreute, ward bewirkt, daß die anfänglichen Bedenken der christlichen Eltern schwanden.

Es war übrigens nicht allein die abstrakte Idee der Toleranz, die den Wunsch um Aufnahme christlicher Schüler hervorrief. Von dieser Mischung versprach sich Rée zugleich eine vorteilhafte Beeinflussung der Juden. Er wußte sehr wohl, daß diese sich ihre Emanzipation verdienen mußten, und er hoffte, daß gewisse äußerliche Unarten, die der Druck und die lange Abschließung bei ihnen erzeugt hatten, durch die innigere Berührung mit den Christen schwinden würden. Als eine Hauptaufgabe der Schule bezeichnet er es,*) »alle sozialen und nationalen Eigenthümlichkeiten der Juden, wie sie aus der Vergangenheit stammen, entschieden zu bekämpfen, was wirksam sicher nicht in einer exklusiv jüdischen Schule geschehen kann.« Namentlich dachte er dabei an die schlechte, un=

*) Bericht an den Vorstand, betreffend den Prozeß mit der Deutsch-Israelitischen Gemeinde.

reine Sprache, die damals noch vielen Juden anhaftete. Es war dies übrigens eine Sache, die nicht ihm allein am Herzen lag. Hatte doch Kley, als es sich um Glogaus Anstellung handelte, geäußert, er würde lieber einen christlichen Lehrer sehen, der bessern Aussprache wegen. Am 4. September 1849 beschloß sogar die Lehrersitzung, vier Schüler zu entfernen, hauptsächlich ihrer schlechten Sprache wegen, die die andern Schüler ungünstig beeinflußte.

Indem die Schule aufhörte, eine bloß jüdische zu sein, wurden allerlei Veränderungen nötig. So war der Sonntagsunterricht auf die Dauer nicht haltbar. Auch die Veränderung der Ferien hing wohl mit jener Umgestaltung zusammen. Bisher hatte die Schule keine Sommerferien. Statt dessen hatte sie Herbstferien, da man die Tage, die zwischen den in den Herbst fallenden jüdischen Feiertagen lagen, freizugeben pflegte, und ein paar Tage Osterferien. Der Wunsch nach Sommerferien ging von den Lehrern aus. Diejenigen Lehrer der Freischule nämlich, die noch außerdem an andern Schulen unterichteten, hatten von den Herbstferien wenig Nutzen, da sie ja doch nicht von Hamburg weg konnten. 1857 traten Sommerferien ein, und zwar vierzehntägige. Es sprach hier auch der Wunsch mit, eine Übereinstimmung mit den andern Schulen Hamburgs herzustellen. 1859 wurden die Sommerferien auf drei Wochen ausgedehnt, 1861 auf vier, wobei man dann nach einigem Schwanken blieb. Die Herbst- und Osterferien fielen seitdem weg, es waren ausschließlich die jüdischen Feiertage frei.

Wir haben die äußere Zunahme der Schule ungefähr bis 1861 betrachtet und haben gefunden, daß die Schülerzahl bis dahin nur wenig anwuchs. Von da an stieg sie aber in schnellerem Tempo. Ende 1862 betrug sie ungefähr 275; 1863 waren es ungefähr 283; 1864 336; 1865 359; 1866 362; 1867 383; 1868 414; 1869 421. Dann trat infolge eines Neubaus eine noch weit bedeutendere Zunahme ein. Noch stärker aber vermehrten sich die Einnahmen aus dem Schul- und Büchergelde, von 7624 (1862) auf 16198 (1869). Da die christlichen Schüler nur gegen Schulgeld aufgenommen wurden, so beeinflußten sie die Finanzen günstig, zumal da etwa seit 1865 beinahe soviel christliche wie jüdische Schüler eintraten. Dazu kamen von Zeit zu Zeit sehr stattliche Legate, z. B. 1865 10000 Bco ℔ von seiten des verstorbenen Beer Carl Heine (eines Sohnes von Salomon Heine). Die Finanzen der Schule konnten gegen Ende der sechziger Jahre als geradezu glänzend bezeichnet werden. Stieg doch das Vermögen der Schule in den Jahren 1863—1868 von 83611 auf 116921 ℔.

Dabei ist zu bemerken, wie jede Vermehrung der Geldmittel sofort zu Gehaltserhöhungen benutzt ward. Nur nicht, was Rée selbst betraf. Dieser bewies hier seine wahrhaft vornehme Gesinnung. Als er im Jahre 1863, nach 25jähriger Tätigkeit, einen Erholungsurlaub von zwei Monaten erhielt, beschloß der Vorstand, bei dieser Gelegenheit »in Ansehung seiner vielfältigen und hervorragenden Verdienste« sein Gehalt auf 3000 ℳ nebst freier Wohnung zu erhöhen. Aber Rée lehnte die Erhöhung ab. Und dabei blieb er trotz wiederholten Bitten. Um doch etwas zu tun, vergrößerte der Vorstand ihm seine sehr bescheidene Wohnung durch Hinzufügung einer Klasse. Erst nach Kleys Tode (1867) nahm Rée die nochmals gebotene Zulage an. Kurz vorher war er in den Norddeutschen Reichstag gewählt worden, bei welcher Gelegenheit »in Anbetracht seiner oft bewiesenen Uneigennützigkeit« ihm die Kosten für die Stellvertretung ersetzt wurden.

Die andern Lehrer wurden freigebig mit Zulagen bedacht. Kein Jahr verging, ohne daß der eine oder der andre aufgebessert ward, und dazu kamen einmalige Gratifikationen für besondere Dienstleistungen. Z. B. als durch Kleys Tod die Schule wesentlich entlastet wurde, trat auf Rées Vorschlag eine allgemeine Gehaltserhöhung ein. Frensdorff und Glogau wurden je 300 ℳ, Meyer 150, Piza II. 100, Blaumann 98, Levy 78, Müller 39, dem Custos Lachmann (der seit 1855 an die Stelle des pensionierten Wiener getreten war) 108 ℳ zugelegt. Im ganzen beliefen sich die Gehälter 1869 auf ungefähr 14500 ℳ. Ein Voranschlag, den der Direktor für 1869/70 vorlegte, wies eine Einnahme von 20000 und eine Ausgabe von 16250 ℳ nach.

Dabei war, obgleich einige neue Klassen hinzukamen, in dieser Zeit die Vermehrung des Lehrerpersonals doch nur sehr gering. Ein Ausweg, zu dem die immer noch beschränkten Mittel nötigten, erwies sich mit der Zeit als sehr praktisch. Als nämlich 1858 die Lehrer auf die Notwendigkeit hinwiesen, in der untersten Klasse fünf neue Schreibstunden einzurichten, weil bei der großen Zahl von 65 Schülern eine Zerlegung sich nicht vermeiden ließ, da beantragte der Direktor, diese Stunden einer Lehrerin zu übertragen. Die Wahl traf Frau Caroline Meyer, die Frau des Lehrers Martin Meyer. Doch erst nach dem Tode des Lehrers Cornehlsen (1863) ward sie voll beschäftigt, und seitdem wird sie auch in den Lehrersitzungen verzeichnet. 1864 trat an ihre Seite Fräulein Mettlerkamp, die später den Lehrer Piza II. heiratete, und 1869 eine Frau Winter. Die Lehrerinnen stellten sich etwas billiger als Lehrer und bewährten

sich im Elementarunterricht durchaus. Die Schule ging in dieser Hinsicht, wie noch in manchen andern Dingen, bahnbrechend vor. Nur ließ sie, im Gegensatz zu der spätern Praxis der Volksschulen, auch verheiratete Lehrerinnen zu, ohne daß dies jemals zu Unzuträglichkeiten geführt hätte.

Wir sind hier wohl ohne Frage in die ersprießlichste, hoffnungsreichste, harmonischste Periode der Schule eingetreten. Gewiß war diese, äußerlich betrachtet, immer noch recht arm und unansehnlich, untergebracht in einem engen, verbauten, düstern und schmucklosen Hause, wo die Schüler kaum Platz zum Sitzen hatten, wo jeder Zudrang neuer Schüler (und an diesem fehlte es nie) Vorstand und Lehrer in Verlegenheit setzte, wo kaum den notdürftigsten hygienischen Anforderungen genügt war. Aber was war dies alles gegen den Geist, der das Ganze durchwehte!

Ihr hochbegabter Leiter stand jetzt in der vollen Manneskraft. Umgeben war er von Lehrern, die ihn mit Hingebung unterstützten. Seit Ende der fünfziger Jahre waren nur noch Lehrer da, die Rée gewissermaßen selbst herangezogen hatte. Einige, die sich als ungeeignet erwiesen, wurden bald wieder entfernt. Einige andre untüchtige, die schon zu alt waren, wurden auf wenige Stunden beschränkt. Was übrig blieb, war eine kleine Zahl erprobter Männer, die alle bis an ihren Tod oder bis ins hohe Alter der Schule treu blieben. Keiner war darunter, der an Geist auch nur entfernt an den Direktor heranreichte. Der Unterricht mehrerer war nicht ohne Pedanterie, da ihre Kenntnisse nicht umfassend genug waren und sie daher nicht aus dem Vollen schöpfen konnten. Rée tat aber redlich das Seinige, um diesem Mangel abzuhelfen. Es war keiner unter den Lehrern, der ihm nicht für unzählige Winke und Lehren Dankbarkeit schuldig war. Konnten doch die Lehrersitzungen, die meistens monatlich stattfanden und oft in zwanglose Besprechungen ausliefen, beinahe als eine Art wissenschaftlicher und pädagogischer Unterrichtskurse gelten. Rée verlangte viel von seinen Lehrern. So fanden einmal in den Ferien (1866) nicht weniger als drei Lehrersitzungen statt. Die Ferien, sagt er einmal (7. Juli 1853), seien für den Lehrer notwendig, vor allem dann, wenn man ein gebildetes Lehrerkollegium zu haben wünsche. Ein solches verwende die Ferien nicht nur zur Erholung, sondern auch zu wissenschaftlichen Zwecken. Die Mahnung war berechtigt, und sie wurde mit Dank entgegengenommen. Im ganzen war das Kollegium von Bildungseifer durchdrungen, und alle empfanden lebhaft, was sie an einem solchen Führer besaßen.

Der Raum erlaubt mir leider nicht, einen ausführlichen Bericht von dem zu geben, was in den Lehrersitzungen alles zur Sprache kam. Vielleicht besitzen nicht viele Schulen ein so reiches und lückenloses urkundliches Material. Hier wäre noch viel Stoff zu Spezialuntersuchungen, z. B. über die soziale Stellung der Lehrer, über die Geschichte der Disziplin und so manches andre. Vor allem lernt man aus diesen Protokollen manches über die an der Freischule angewandten Methoden. Hier nur ein Beispiel. 1861 wurden gedruckte Hefte an die Knaben verteilt, die alles das an Gedächtnisstoff enthielten, was die Schüler beständig vor Augen haben sollten, z. B. die Schullieder, die zehn Gebote, die Klassen des Tierreichs, das Notwendigste aus der französischen Konjugation, allerlei aus der Geographie, vor allem aus der deutschen Grammatik, die nun einmal Rées Steckenpferd war. Die Auswahl würde man natürlich heute anders treffen. Hält man aber dagegen die heute übliche Verschwendung von Lehrbüchern, die viel mehr enthalten, als die Schüler bewältigen können, die oft von den Schülern kaum angelesen werden und nicht selten die Oberflächlichkeit fördern, so muß man fragen, ob jener ärmeren Zeit nicht ihre Armut zum Segen gereicht hat, ob damals nicht das non multa, sed multum eine Wahrheit gewesen sei.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Rée dem Deutschunterricht. So war er es, der als Erster die Lautiermethode in der Schule einbürgerte. Mit seiner Unterstützung verfaßte die erwähnte Lehrerin Caroline Meyer, die eine mehr als gewöhnliche pädagogische Begabung besaß, eine Fibel, der diese Methode zu Grunde lag. Bemerkenswert ist auch der Versuch, einige alltägliche physikalische Vorgänge schon in den untern Klassen zu besprechen. Als solche werden aufgeführt (L. 2. Nov. 1867): in der VI. Klasse das Thermometer, die Uhr, der Kompaß, der Stand der Sonne; in der V. Füllen einer Flasche und Ausgießen — Licht an der Tür und der Wind — Licht unter Wasser. Sinnreich war auch seine Weise, wie er den Schülern den Begriff der Brüche klar machte. Er war überhaupt unerschöpflich an methodischen Einfällen, obgleich (oder vielleicht weil) er nie eine fachmännische pädagogische Schulung genossen hatte. Von einer solchen hielt er auch gar nichts und äußerte sich oft sehr respektwidrig über pädagogische Theorien. Die Pädagogik, erklärte er, sei Kunst, nicht Wissenschaft, und wie in jeder Kunst müsse auch hier die Begabung das Beste tun.

Zu den Maßregeln, die durch die finanzielle Selbständigkeit der Schule ermöglicht wurden, gehörte auch die Beseitigung einer

Sitte, die allgemach aus einer Wohltat zur Plage geworden war. Ich meine die öffentlichen Examina. Nach einer achtjährigen Unterbrechung waren diese im Jahre 1850 wieder aufgenommen worden. Und zwar hatte Rée alsbald nach der Übernahme des Direktorats den Grundsatz aufgestellt, daß das Examen nicht künstlich vorbereitet, sondern möglichst improvisiert werden solle. 1851 wurde wieder ein Examen abgehalten, aber eine bloße Prüfung, ohne alles theatralische Beiwerk. Mit dem Ergebnis der Prüfungen, die nun zunächst alljährlich stattfanden (1855 fiel sie wegen Krankheit Rées aus), war man durchweg zufrieden. 1854 wurde die Öffentlichkeit sehr beschränkt. 1859 wurde nur die I. Klasse geprüft, und dies wurde dann zur Regel. Inzwischen waren aber gegen die Einrichtung immer mehr Bedenken laut geworden, und diese wurden am 30. Juni 1860 vom Lehrerkollegium in einem Gutachten zusammengefaßt, das mir wichtig genug scheint, um es vollständig herzusetzen.

»Thesis I. Das Publikum ist in seiner großen Mehrheit nicht fähig, aus den Resultaten einer öffentlichen Prüfung richtige Schlußfolgerungen auf die Leistungen der Lehrer und Schüler zu ziehen, sondern vielmehr geneigt, Zufälliges und Unvorhergesehenes, als: Schüchternheit einzelner Schüler, Befangenheit von Lehrern, so wie andrerseits Keckheit und glückliche Gewandtheit zu mißdeuten und infolgedessen Lob und Tadel ungerecht zu vertheilen.

II. Selbst wenn der Ausfall einer Prüfung von Zufälligkeiten unabhängig wäre, so würde die große Mehrheit des Publikums dennoch über das Geleistete nicht richtig urtheilen können, speziell nicht über folgende Hauptpunkte:

a) die sittliche Haltung und allgemeine geistige Befähigung der abgehenden Schüler;
b) die Leistungen einer Schule, die sich auf besondere Volkszustände bezieht und in Rücksicht auf diese zu wirken hat;
c) das Geeignete der Leistungen für jede der einzelnen Lehrstufen;
d) die Zahl der auf jeder dieser Stufen reifen Schüler, und deren Verhältniß zur Gesamtzahl der Schüler.

III. Da Jeder den berechtigten Ehrgeiz hat, vor der Öffentlichkeit in möglichst günstigem Lichte zu erscheinen, so wird der nicht allzu gewissenhafte Lehrer leicht zum Charlatanismus verleitet, und dem Gewissenhaften die Ehrlichkeit erschwert.

IV. Ein solches Verfahren nicht ganz gewissenhafter Lehrer bringt diese in eine bedenkliche Stellung zu ihren reiferen Zöglingen

und ist von den ernstesten Gefahren für die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe dieser letzteren begleitet, da sie den, der ihr Vorbild sein sollte, mit ihnen zu einem niedrigen Betruge komplottiren sehen — eine Verirrung, der um so nachdrücklicher entgegenzutreten ist, da speziell das jüdische Publikum unserer Stadt infolge mehrerer Vorgänge (s. Thesis V) öffentliche Prüfungen stillschweigend für einstudirt zu halten sich gewöhnt hat.

V. In spezieller Anwendung der Thesen III und IV auf die Israelitische Freischule ist besonders hervorzuheben, daß dieselbe in Rücksicht auf Kenntnisse und Fähigkeiten durch eine öffentliche Prüfung in den Augen Unkundiger gegen die jüdische Gemeindeschule leicht zurückstehen könnte, da es sich nach authentischen Berichten von Lehrern und Schülern dieser Anstalt herausgestellt hat, daß letztere in einzelnen Gegenständen für die öffentliche Prüfung förmlich einexerzirt werden.

VI. Da nach dem Gesagten öffentliche Prüfungen größtentheils als Schaugepränge behandelt werden, und außerdem die vorherrschende Ansicht der Lehrer Hamburgs über derartige Examina ungünstig ist, so kann auch der festeste Lehrer sich nicht ganz des Gefühls erwehren, als würde er zu einer Schaustellung und einer von seinen Collegen nicht günstig beurtheilten Handlungsweise gezwungen.

VII. Die äußeren Verhältnisse der Israelitischen Freischule nöthigen dieselbe unter den gegebenen Verhältnissen nicht zur Abhaltung solcher öffentlichen Prüfungen, wie dies aus der Frequenz der Schule hervorgeht, und wie es die Rücksicht auf diejenigen nicht erfordert, die die Schule durch jährliche Beiträge, Geschenke oder Legate bedenken.

VIII. Da eine öffentliche Schulanstalt allerdings dem Publikum Rechenschaft schuldig ist, so würde diese in mehr entsprechender und würdigerer Weise stattfinden, wenn dem Vorstande zu jeder Zeit, den Eltern der Schüler aber und wirklichen Freunden der Anstalt nach erfolgter Rücksprache mit dem Direktor der Zutritt zu den Unterrichtsstunden freistände.«

So schlagend diese Gründe sind, so konnte sich der Vorstand doch nicht sogleich entschließen, den alten Brauch, der noch überall sonst bestand, ganz fallen zu lassen. Das letzte öffentliche Examen fand, soweit wir wissen, 1865 statt. Seitdem ist in den Protokollen von keinem mehr die Rede.

Wenn man sich die umfassende und mannigfache Arbeit vorstellt, die Rée der Schule widmete, nicht nur als Direktor, sondern

auch als vielbeschäftigter Lehrer, so muß man staunen bei der Wahrnehmung, daß die Israelitische Freischule zwar das wichtigste, aber bei weitem nicht das einzige Gebiet seiner Tätigkeit war. Ich habe hier nicht auf seine politische Betätigung einzugehen, obgleich sie bedeutend war — gehörte er doch nicht nur ununterbrochen der Hamburger Bürgerschaft, sondern auch zweimal dem Reichstage an — auch nicht auf seine philosophische Schriftstellerei, die wohl eine minder gleichgültige Aufnahme verdient hätte, als ihr von seiten des Lesepublikums zuteil ward — dieser schriftstellerische Mißerfolg war eine der schmerzlichsten Enttäuschungen seines Lebens. Aber nicht ganz vorübergehen darf ich an der pädagogischen Tätigkeit, die er außerhalb der eigenen Schule übte.

Hier ist zunächst der Frauenhochschule zu gedenken, die 1850 zu Hamburg ins Leben trat. Es war dies eine der vielen zukunftsreichen Unternehmungen, die der Bewegung von 1848 entsprangen. Mit den höhern weiblichen Bildungsanstalten von heute hatte sie sehr wenig Gemeinschaft. Im Unterschiede von diesen erstrebte sie eine wirklich weibliche Bildung, sie übertrug nicht einfach die Methoden und Lehrziele der männlichen Unterrichtsanstalten auf die weiblichen. Auch sollten der Frau keine neuen Berufe erschlossen werden, sie sollte vielmehr nur in ihrer eigenen, unbestrittenen Sphäre zu höheren Leistungen befähigt werden. Unter den hervorragenden Lehrern, die ihre Kraft der Anstalt widmeten, war Rée durch seine anregende Art einer der beliebtesten. Das vielversprechende Unternehmen hatte leider keinen Bestand, es ging schon nach fünfviertel Jahren ein.*)

Sehr umfassend war auch späterhin Rées Tätigkeit auf dem Gebiete des weiblichen Unterrichts, der ja sonst in Hamburg noch sehr im argen lag. Er stand in Fühlung mit mehreren vortrefflichen Frauen, namentlich war er innig befreundet mit Frau Emilie Wüstenfeld, einer der hochgesinntesten Frauen, die Hamburg besessen hat. Ihrer Hingebung verdankt das Paulsenstift seinen Aufschwung, kaum minder aber ihm selbst. Er hauptsächlich entwarf den Lehrplan dieser Schule, er gehörte lange Jahre dem Vorstand an und war, wenn auch nicht dem Namen nach, doch tatsächlich beinahe als ihr Leiter zu bezeichnen. Auch Unterricht hat er wenigstens in einem Winter (1868—1869) dort erteilt, und zwar in der Pflichtenlehre. Noch wirksamer aber nützte er dieser Schule, indem er ihre Lehrerinnen vorbildete und anwies. Nach seiner Anleitung ward

*) Vergleiche Clara Bach in der Frauenzeitung, Beilage zum Hamburgischen Correspondenten, 8. Januar 1905.

namentlich der deutsche Unterricht erteilt. Die langjährige verdienstvolle Leiterin des Paulsenstifts, Fräulein Anna Wohlwill, die Tochter Immanuel Wohlwills, war seine Schülerin und Freundin und ward von ihm in ihren Lehrberuf eingeführt. Um sie auf diesen vorzubereiten, ließ er sie ein Jahr lang an der Freischule hospitieren. Nicht selten wohnte er auch noch in spätern Jahren dem Unterricht bei und erteilte den Lehrerinnen nützliche Winke in der liebenswürdigen Art, die ihm eigen war. Man kann sagen, daß dieser eine Mann beinahe ein ganzes Seminar ersetzte.*) Am Paulsenstift wirkte auch seine zweite Frau, eine Engländerin.

Im Paulsenstift suchte er ein Seitenstück zur Israelitischen Freischule zu schaffen, sie sollte den Mädchen dasselbe bieten, wie jene Schule den Knaben. Eine Simultanschule allerdings war das Paulsenstift nicht, es hatte von Anfang an fast nur evangelische Schülerinnen. Wohl aber verwirklichte es das Réesche Ideal einer allgemeinen Volksschule, indem es Töchter der verschiedenen Volksklassen, arme wie reiche, vereinigte und das Schulgeld nach dem Vermögen abstufte. Dies Prinzip war in der Israelitischen Freischule, wie wir gesehen haben, nicht erst durch Rée eingeführt, sondern bestand von Anfang an. Recht wirksam aber wurde es doch erst unter seiner Leitung, denn erst jetzt beschickten auch wohlhabende Eltern in größerer Zahl die Schule.

Natürlich hätte er es gern gesehen, wenn die Grundsätze, denen er in der Israelitischen Freischule und im Paulsenstift zum Siege verhalf, auch in andern Schulen seiner Vaterstadt durchgedrungen wären. Er wirkte für diese Grundsätze nicht nur in der Bürgerschaft, sondern auch durch zwei kleine Schriften, die er 1864 und 1866 herausgab.*) Es war dies die Zeit, wo der Hamburger Staat sich endlich auf die Pflichten gegenüber der Schule besann. Rée forderte bei dieser Gelegenheit, daß der Staat die von ihm gespendete Schulbildung nicht nach dem Vermögen, sondern nach der Befähigung bemesse. Er verlangte, das Lehrziel der vom Staate zu eröffnenden Schulen müsse das der mittleren oder höheren Bürgerschule sein, denn nur dadurch werde die Schule ihren sozialen Aufgaben gerecht. Es war dies ungefähr dasselbe Ziel, wie es sich die Israelitische Freischule gesteckt hatte, die sich auch ungefähr seit dieser Zeit als eine höhere Bürgerschule zu bezeichnen begann, was man jetzt eine Real=

*) Vergleiche (Anna Wohlwill), Bericht über die Schule des Paulsenstifts zu Hamburg, erstattet bei Gelegenheit des 25jährigen Bestehens der Anstalt. 1891.

**) Ihre Titel sind: Der Gesetzentwurf der Oberschulbehörde und ein Gegenentwurf. Hamburg 1864. — Die allgemeine Volksschule, oder Standesschulen? Hamburg 1866.

schule nennt. Rée wünschte, daß diese Schulart unter dem Namen der allgemeinen Volksschule allen Kindern zugänglich gemacht werde. Er hat dies Ziel zwar nicht erreicht. Aber ganz ohne Frucht ist doch sein Streben nicht geblieben. Bei der Ausgestaltung haben seine Gedanken doch in nicht geringem Grade eingewirkt, und man muß sagen, daß die Hamburger Volksschule durch ihre Lehrziele doch seiner Forderung, die als allgemeine Volksschule die höhere Bürgerschule aufstellt, sehr weit entgegenkommt. Auch daß Hamburg (als einziger unter den deutschen Bundesstaaten) in seiner Volksschule das abgestufte Schulgeld eingeführt hat, ist vielleicht nicht ohne den Einfluß des Vorbildes geschehen, das die Stiftungsschule gegeben hat.

Was den Vorstand betrifft, so ist es natürlich, daß er in demselben Maße zurücktrat, wie die Tätigkeit des Direktors maßgebend wurde. Während die Lehrersitzungen überaus häufig waren, fanden die Vorstandssitzungen jetzt seltener statt als in früheren Jahren, meist nur drei- oder viermal jährlich. Auch zog sich der Vorstand allmählich ganz auf Verwaltungsgeschäfte zurück und ließ in allen pädagogischen Dingen, z. B. bei der Anstellung neuer Lehrer, dem Direktor freie Hand. Zu den Lehrersitzungen ward zwar noch immer ein Vorstandsmitglied deputiert, aber er erschien nur noch sehr unregelmäßig. Noch seltener kam es vor, daß ein Vorsteher sich beim Unterricht zeigte. Wohl äußerte 1859 der Vorstand den Wunsch, mehr Einblick in das Innere der Schule zu erhalten, aber schließlich meinte man, es genüge, daß die Protokolle der Lehrersitzungen, die dem Vorstand vorgelegt wurden, recht ausführlich abgefaßt wurden. Mit dem jährlichen Wechsel des Präsidiums hatte man längst, schon vor Einführung der neuen Statuten, gebrochen. Dr. Beit war volle zehn Jahre Präses (1844—1854), dann Dr. Warburg (1854—1859), dann Dr. Gobert bis 1877.

Die Ereignisse von 1866 waren auch für die Hamburger Schulen von einschneidender Bedeutung. Mit der Einführung des Einjährig-freiwilligendienstes sahen sich die meisten privaten und halböffentlichen Schulen vor die Wahl gestellt, ob sie sich zu höheren Bürgerschulen entwickeln oder bei einem bescheideneren Lehrziel verbleiben wollten. Der Israelitischen Freischule kam es jetzt zu statten, daß sie nicht nur auf gesicherter finanzieller Grundlage ruhte, sondern auch beim Publikum beliebt und bei den Behörden angesehen war. So war es ihr möglich, die nötigen Veränderungen ohne allzu große Schwierigkeiten zu vollziehen.

Am 22. Oktober 1867 stellte Rée dem Vorstand die Notwendigkeit vor, den Unterricht derart zu erweitern, daß den Schülern die

Möglichkeit zum Einjährigfreiwilligendienst gegeben sei. Dafür war eine Vermehrung des französischen und des Mathematikunterrichts erforderlich. Der halbjährige Kursus der Elementarklassen V und IV mußte in einen ganzjährigen verwandelt, das Eintrittsalter von sechs Jahren neun Monaten mußte herabgesetzt werden. Die Hauptschwierigkeit aber war, daß infolge der Einführung des Examens eine Überfüllung der obern Klassen bevorstand. Rée beantragte deshalb, die Schulräume durch Aus- und Aufbau des zweiten Stockwerks zu erweitern, um in Zukunft eine Aufnahme von 480 Schülern möglich zu machen. Der Vorstand stimmte, nachdem ein Ausschuß die Frage erwogen hatte, am 31. Januar 1868 bei. Für den Bau sollten bis zu 10800 ℳ verausgabt werden, er kostete gegen 10000 ℳ. Eine neue ausgezeichnete Lehrkraft wurde in Dr. Wislicenus gewonnen, während ein Dr. Steinitz für den verstorbenen Glogau eintrat.

1869 trat der Vorstand in Verhandlungen mit dem Senat zum Zweck der Erteilung der Konzession für das Examen. Dabei zeigte sich ein Hindernis: der Name der Schule, durch den sie sich als eine Armenschule gab. Rée verlangte deshalb am 29. Oktober 1869 schleunige Änderung des Namens. Schon vorher hatte das Lehrerkollegium ein ähnliches Verlangen gestellt und den Namen Stiftsschule von 1815 vorgeschlagen. Der Senat war jedoch wohl damit einverstanden, daß die Bezeichnung Freischule fiel, aber als eine israelitische wollte er die Schule nach wie vor bezeichnet wissen. Sie trug also fortan den Namen: Israelitische Stiftungsschule von 1815. Daß der Senat auf den Wunsch des Vorstandes und der Lehrer, die nicht mehr passende Bezeichnung der Konfession zu streichen, nicht einging, war dem Dazwischentreten des jüdischen Gemeindevorstandes zu danken.*)

Auch jetzt machte das Bundeskanzleramt noch Schwierigkeiten, namentlich schien es ihm zweifelhaft, ob die Schule bei einem nur fünftägigen wöchentlichen Unterricht den Anforderungen genügen könne. Es gab zu dieser Zeit zwar bereits auch am Sonntag Unterricht, aber nur jüdischen Religionsunterricht. Die Oberschulbehörde trat aber nochmals befürwortend ein, und endlich am 7. Oktober 1870 lag ihre Mitteilung vor, daß das Bundeskanzleramt zugestimmt hatte.

Inzwischen hatte sich der Neubau als gänzlich unzureichend erwiesen. Nach kaum einem Jahre, am 5. Februar 1870, berichtete Rée wiederum über den stets wachsenden Andrang von Schülern und verlangte 1800 ℳ zur Anlegung zweier neuer Klassen, einer VII. und

---

*) Nach einem Bericht Rées an den Schulvorstand, betreffend den Prozeß mit der Deutsch-Israelitischen Gemeinde.

einer IIIV. Man half sich vorläufig, indem man in der Mühlenstraße, in geringer Entfernung vom Schulgebäude, einige Zimmer mietete, wo die Elementarklassen untergebracht wurden. Auch wurden zwei neue Lehrerinnen angestellt. Für einen nochmaligen Neubau wurden 10000 ℳ bewilligt. Es war auch wirklich Zeit, daß man für Platz sorgte, betrug doch die Zahl der neuaufgenommenen Schüler zu Ostern 1870 nicht weniger als 139 (darunter 82 Christen und 25 jüdische Freischüler), sodaß die Schule am 1. April 1870 schon 514 Schüler zählte (darunter 213 Christen und 159 jüdische Freischüler). Leider erhielt die Schule in dem Nebenhause, das jetzt errichtet wurde, keine bessern Räumlichkeiten, als sie in dem alten Gebäude schon besaß. Die Wände waren undicht, die Klassenzimmer und Korridore zu eng, der Kalk fiel von den Decken, die naturgeschichtlichen Sammlungen litten durch Nässe, und für etwaige Neuanschaffungen war kein Raum vorhanden. Der einzige Trost war, daß es um die meisten Hamburger Schulen damals nicht besser stand.

Die Schule bestand jetzt aus acht Klassen. Die sechs untern hatten Parallelklassen. Die erste Klasse hatte einen zweijährigen Kursus und zerfiel in eine obere und eine untere I., deren Schüler nur in den französischen und englischen Stunden getrennt waren.

Der regelmäßige Unterricht fand täglich von 9—3 statt. Am Sonnabend war christlicher, am Sonntag jüdischer Religionsunterricht.

Die regelmäßige Aufnahme war zu Ostern.

Es war damit ein gewisser Abschluß erreicht, und an diesen Einrichtungen ward in den nächsten Jahren nichts Wesentliches geändert.

Inhalt des vierten Kapitels. 1848 1870

Kräftige Führung durch Rée. Titeländerung. Neue Lehrer. Besserstellung tüchtiger Lehrer. Gehaltserhöhung Rées. Finanzen und Schülerbestand ungefähr bis 1854. Die Schule finanziell unabhängig. Stellung der Lehrer. Erweiterung der Schule. Abstreifung des konfessionellen Charakters. Streit um den hebräischen Unterricht. Erste Aufnahme eines christlichen Schülers. Widerspruch des Gemeindevorstands. Zuschuß der Gemeinde. Kleys Pensionierung. Sein Austritt. Nochmals christliche Schüler. Wegfall des Sonntagsunterrichts. Ferien. Zunahme der Schüler und der Schulgelder. Die glücklichste Zeit der Schule. Lehrersitzungen. Examina. Lehrerinnen. Veränderte Zeitumstände. Erhöhung der Unterrichtsziele. Einjährigenexamen. Neubau.

---

5. Kapitel.

Die zweite Hälfte von Rées Direktorat (1870—1891).

Bald nach der Einführung des Einjährigfreiwilligenexamens nahm die Schule einen bedeutenden Aufschwung. Ihre Schülerzahl vermehrte sich stark, sodaß sie mit ungefähr 700 Schülern wohl die größte der Hamburger Schulen war. Durch Erweiterung der Lehrziele wurde sie aus einer mittleren zu einer höhern Bürgerschule. Der Stand der Finanzen war vortrefflich. Die Beteiligung am Examen war anfangs sehr unbedeutend (zuweilen nur zwei oder drei Schüler). Man sah damals in Hamburg noch nicht, wie in Preußen, das Bestehen des Examens sozusagen als ein gesellschaftliches Erfordernis an, und hinderlich war auch eine zu Ostern 1872 erlassene Verfügung der Oberschulbehörde, daß zur Ableistung des Examens das vollendete sechzehnte Jahr erforderlich sein sollte. In der ersten Zeit war überhaupt kein Alter festgesetzt worden, und es hatten vierzehnjährige Knaben, ja noch jüngere, die Prüfung bestanden.

Der politische Umschwung hatte auch die Stellung des Staats zum Unterrichtswesen gründlich umgestaltet. Vorbei war die idyllische Zeit, wo man die Schule als Privatsache betrachtete; wo jedem Vater es überlassen blieb, ob und wie lange er seinen Sohn zur Schule schicken wollte. Daß diese Umgestaltung sich nicht ganz ohne Hindernisse vollzog, ist selbstverständlich. An den neuen Begriff mußte sich das Publikum erst gewöhnen. Bezeichnend ist ein Fall, der sich 1878 zutrug. Ein Knabe der V. Klasse hatte wiederholt ohne Grund die Schule versäumt. Der Vater, darüber zur Rede gestellt, erklärte, ob sein Sohn zur Schule zu gehen habe oder nicht, darüber habe er zu entscheiden, er habe nicht Lust, nach Dr. Rées Pfeife zu tanzen. Der Knabe blieb dann ganz aus der Schule weg (L 4. Juli 1878).

Die höhern Anforderungen verlangten auch eine Umwandlung des Lehrerkollegiums, das sich bisher fast ganz aus autodidaktisch gebildeten Lehrern zusammensetzte. Schon am 4. Dezember 1868 erklärte Rée, es sei wünschenswert, bei einer neuen Vakanz einen

Lehrer anzustellen, der das preußische Oberlehrerexamen gemacht habe oder doch akademische Bildung besitze. Bisher war er der einzige akademische Lehrer gewesen, aber bei einer Vergrößerung der Schule, zumal bei einem Ausbau der obern Klassen reichte seine Kraft nicht mehr aus. Auch konnten, wenn die Schule ihrer neuen Aufgabe gerecht werden sollte, unmöglich dieselben Lehrer in ganz verschiedenen Fächern unterrichten.

Das sind die Gründe, die Rée in der Lehrersitzung vorbrachte. Aber es sind nicht die einzigen und nicht einmal die wichtigsten. Rée mußte hier aus Schonung vor seinen Kollegen einiges verschweigen. Die Hauptschwierigkeit war, daß es einige alte Lehrer gab, die man nicht gut ohne Härte entfernen konnte, die aber ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. An Pflichteifer fehlte es nicht, wohl aber an Befähigung. Ich darf hier das Bild, das die Sitzungsberichte bieten, durch einige Züge aus meiner Erinnerung ergänzen.

Da war ein alter, sehr achtbarer Herr, der für den Typus eines strammen Schulmeisters im alten Sinne gelten konnte. Er hielt es für die Hauptsache, die Schüler in zitterndem Gehorsam zu halten. Dies gelang ihm auch, aber gelernt wurde bei ihm sehr wenig, weil er selbst nicht allzu viel wußte und auch recht langweilig unterrichtete. Diese Lehrer aus der guten alten Zeit waren imstande, fabelhaft viele Stunden zu geben; wenn sie ihre dreißig Stunden in der Schule hinter sich hatten, unterrichteten sie noch in allerlei Abendschulen oder gaben Privatunterricht. Aber freilich war von Ansuutzung der Zeit nicht die Rede. Der erwähnte alte Herr wurde einmal dabei betroffen, als er in der Stunde seine Hefte korrigierte. Nur aus Rücksicht auf sein Alter und seine sonstigen Verdienste nahm man von einer ernsten Rüge Abstand. Das Schlimmste war, daß dieser Lehrer auch Deutsch und fremde Sprachen lehrte, obgleich er von den Sprachen kaum die notdürftigsten Kenntnisse hatte. Was bei diesem Unterricht alles möglich war, möge man an folgendem Vorfall sehen, den ich selbst erlebt habe. Im ersten Jahr des französischen Unterrichts las der Lehrer den Schülern eine französische Fabel einmal vor, übersetzte sie ihnen dann ein einziges Mal vor und verlangte nun nach dieser gründlichen Einstudierung, daß die armen neunjährigen Jungen das Stück zum nächsten Tage auswendig lernen sollten. Man beschränkte diesen Veteranen zuletzt auf einige Rechenstunden und setzte ihn der sogenannten Bücherkasse vor.

Grade das Gegenteil war ein andrer Lehrer, der hauptsächlich englischen Unterricht gab. Dieser hatte ein liebenswürdiges Wesen,

recht gute Kenntnisse, und sein Unterricht war frei von Pedanterie, und so hätte er schöne Resultate erzielen können, wenn er sich den Respekt seiner Schüler im gleichen Maße wie ihre Zuneigung hätte erwerben können. Hieran fehlte es aber leider in bedauerlichem Maße.

Ein wahrer Hohn aber war der hebräische Unterricht. Man wird es kaum glauben, daß die Schüler der obern Klassen, nachdem sie fünf bis sechs Jahre in diesem Fach unterrichtet worden waren, zum großen Teil noch nicht die hebräischen Buchstaben kannten. Das lag zum Teil wenigstens an dem unglaublich niedrig gesteckten Lehrziel. Es wurden nicht einmal die Gebete aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt, geschweige denn Grammatik gelernt, sondern man hielt es für genügend, wenn die Schüler einen Text hebräisch lesen konnten, ohne ihn im geringsten zu verstehen. Sie kamen dabei vor langer Weile um, wenn sie nicht allerlei Possen trieben.

Rée scheint diesen Unterricht nur als ein notwendiges Übel betrachtet zu haben, sonst wäre kaum zu begreifen, wie er viele Jahre lang den Unfug duldete. Erst 1879 wurde ein junger, tüchtiger und energischer Lehrer angestellt, der hier Ordnung schuf. Aber es ging auch in manchen andern Fächern recht pedantisch her. Sehr wenig anregend war z. B. der Naturgeschichtsunterricht, wo einerseits Aufzählen langer Reihen von Tieren, andrerseits Beschreibungen von Pflanzen nach einem unabänderlichen Schema den Schülern viel Langeweile bereiteten. Auch mit dem Turnen stand es nicht zum besten. Daß es keine Turnhalle gab und nur im Sommer – versteht sich bei gutem Wetter – geturnt wurde, ist nichts besonders Auffälliges, auch nicht, daß dieser Unterricht nicht klassenweise stattfand, sondern daß die mittleren und obern Klassen in zwei Abteilungen turnten, während die untern keinen Turnunterricht hatten. Das war damals in Hamburg überall ähnlich. Aber bedenklich war, daß der Turnlehrer (es gab nur einen einzigen) seine Tätigkeit darauf beschränkte, während der Stunden auf dem Hof einherzustolzieren und den eigentlichen Unterricht den Vorturnern zu überlassen. Wer wollte, der turnte, wer nicht wollte, der ließ es bleiben.

Auch über Zuchtlosigkeit und Roheit der Schüler wird in den Lehrersitzungen vielfach Klage geführt. Man glaubte dem Übel abhelfen zu können durch eine straffe, ganz militärische Disziplin. Bei Beginn der Pause mußten die Schüler in Reih und Glied auf den Hof hinausmarschieren. Draußen hatte sich jede Klasse auf einem bestimmten Platz aufzustellen. Auf ein gegebenes Zeichen



Dr. Oscar Dränert



gingen sie dann auseinander. Am Ende der Pausen stellten sie sich wieder auf und marschierten in derselben Ordnung hinein. Drakonische Strafen wurden über die verhängt, die in Reih und Glied sprachen. Doch wurde das Betragen in den Stunden darum nicht besser.

Diese unvollkommenen Zustände behaupteten sich zum Teil bis in den Anfang der achtziger Jahre. Aber die dringendste Maßregel, die Heranziehung tüchtigerer Lehrer wenigstens für die Hauptfächer, wurde alsbald ins Werk gesetzt. Auf einige Jahre trat nun wieder ein ziemlich unruhiges Hin und Her von Lehrern ein. Mehrere recht tüchtige Lehrer wurden gewonnen. Die Zahl der studierten Lehrer blieb zunächst noch sehr klein. Während Dr. Steinitz und Dr. Wislicenus bald wieder gingen, wurden 1871 Dr. Oscar Dränert (hauptsächlich für Mathematik und Naturwissenschaften) und 1874 Ernst Stephan (für Deutsch, Geschichte und Geographie) angestellt. Ein dritter für fremde Sprachen kam 1876 hinzu. Die übrigen neuen Lehrer waren seminaristisch gebildet. Bei diesen war es mit den Kenntnissen ohne Frage besser bestellt als bei manchen aus dem althamburgischen Boden hervorgegangenen. Dafür waren aber auch einige dieser jungen Leute von einem ziemlichen Dünkel erfüllt und hielten es unter ihrer Würde, sich belehren zu lassen. So beschwerte sich in der Konferenz einer, daß der Direktor, der bei ihm hospitiert hatte, ihn häufig unterbrochen und dadurch gestört habe, worauf Rée natürlich erwiderte, daß er dazu als Direktor durchaus berechtigt sei. Noch bezeichnender ist folgender Vorfall, den ich aus Rées Munde habe. In einer Besprechung bemühte sich Rée, seinen Lehrern den Unterschied der beiden ch, des gutturalen und des palatalen Lauts, klarzumachen. Einer der jüngeren Lehrer wollte diesen Unterschied durchaus nicht gelten lassen und hatte die Dreistigkeit zu bemerken, diese Ansicht Rées beruhe wohl auf einen vererbten Mangel seiner Aussprache. Es muß manchmal kein Vergnügen für Rée gewesen sein, sich mit solcher Halbbildung herumzuschlagen.

Übrigens bildete sich nach einigen Jahren wieder ein fester Stamm, die Unruhe hörte auf. Ein Protokoll vom 10. Oktober 1876 zählt 14 ordentliche Lehrer und 6 Lehrerinnen auf. Von diesen 14 sind nicht weniger als 10 bis an ihren Tod oder bis zu ihrer Pensionierung an der Schule geblieben, und ein 11. wirkt an ihr noch heute.

Der Direktor und das Kollegium waren auch in den nächsten Jahren eifrig bemüht, mehr Straffheit in den ganzen Unterrichtsbetrieb hineinzubringen. Da Besuche, wodurch eine gewisse Kontrolle

geübt wurde, aufgehört hatten, so bemühte man sich jetzt um einen zeitgemäßen Ersatz. Aus diesem Gesichtspunkt ist die Einführung von Pensenbüchern aufzufassen. Solche sollten, laut einem Beschluß vom Jahre 1871, in jeder Klasse aufgelegt werden. In diese Bücher sollte am Ende jedes Monats der Klassenlehrer die übrigen Lehrer einschreiben lassen, welchen Teil ihres Pensums sie durchgenommen hatten. Daraus stellte der Klassenlehrer einen Bericht für den Direktor zusammen, damit dieser auf Grund der Pensenberichte jederzeit die Klassen examinieren könnte. Eine andre Maßregel waren die Probearbeiten, die von den Schülern zur Versetzung geschrieben wurden. Die Aufgaben stellte nämlich nicht der den Unterricht erteilende Lehrer, sondern ein andrer, besonders erfahrener, der also hier seinen Kollegen gegenüber sozusagen die Rolle des Prüfungskommissars spielte. So stellte Frensdorff 1877 die französischen Prüfungsarbeiten für die V., IV., III. und II. Klassen. Ein andermal tat es eine Kommission von drei Lehrern. Auf die Gründlichkeit der Prüfung kann man aus der Länge der Probearbeiten schließen, da die III. und II. Klassen eine Stunde, die V. und VI. anderthalb Stunden darauf verwandten.

Einen ähnlichen Zweck scheint Rée auch im Auge gehabt zu haben bei der Einrichtung des sogenannten engern Lehrerrats, der 1872 zuerst zusammentrat. Er bestand aus dem Direktor und vier Lehrern, denen Rée besonderes Vertrauen entgegenbrachte. Ein besonderes Buch enthält die Protokolle, die aber ziemlich inhaltslos sind. Die Einrichtung scheint sich nicht bewährt zu haben, bestand auch in der ursprünglichen Form nur wenige Jahre. Zuletzt wurden nur noch Sitzungen abgehalten, die sich mit den Vorbereitungen für das Einjährigenexamen befassen. Der engere Lehrerrat war also in den Prüfungskommissionen aufgegangen.

Eine für alle Hamburger Schulen nützliche Neuerung war die Ordnung des Konfirmandenunterrichts. Denn Rées kräftigem Vorgehen war es zu verdanken, daß dieser Unterricht von den Geistlichen so gelegt wurde, daß er den Schulunterricht nicht störte. Nachdem sich Rée 1877 mit einem Pastor wegen dieser Sache geeinigt hatte, wurde den Schülern fortan nicht mehr gestattet, mitten in der Schulzeit Konfirmandenunterricht zu nehmen, vielmehr wurden sie an jenen Geistlichen und einige andre, die bald das gegebene Beispiel nachahmten, verwiesen.

Die Gehälter stiegen ungemein stark. Sie hatten 1869 ungefähr 15600 ℔ = 18700 Mk. betragen. 1872 waren sie schon auf 25992 Mk.

gestiegen*) und 1878 auf ungefähr 43000 Mk. Ungefähr auf dieser Höhe hielten sie sich bis 1882. Verursacht war die Steigerung weniger durch die Vermehrung des Lehrpersonals als durch dessen höhere Besoldung. Diese war aber auch nötig, erstens weil der Geldwert stark abnahm, und zweitens weil jetzt der Staat mit seinen immer zahlreicher werdenden Volksschulen als Mitbewerber auftrat. Das Sinken des Geldwertes war natürlich ein Nachteil für alle diejenigen Personen und Anstalten, die auf feste Renten und Zinsen angewiesen waren, also auch für die Schule. Wenn diese trotzdem finanziell zunächst noch günstig dastand, so rührt dies her von dem starken Anwachsen der Schulgeldeinnahmen. 1869 betrugen diese (immer mit Hinzurechnung des Büchergeldes) ungefähr 16200 ℳ = 19440 Mk., 1872 ungefähr 34100 Mk., 1878 54800 Mk.

Ein Vorstandsprotokoll vom 1. Mai 1877 gibt folgenden Voranschlag:

Schulgeld	44000 Mk.
Überschuß des Büchergeldes	2000 „
Zinsen und Renten	5200 „
Subskribenten	980 „
Beitrag der portugiesischen Gemeinde . . .	120 „
Beitrag der Deutsch-Israelitischen Gemeinde	1200 „
Einnahmen zusammen	53500 Mk.

Die Ausgaben wurden veranschlagt wie folgt:

Gehälter . . . . (erhöhten sich nachträglich durch eine Gehaltserhöhung auf 41000 Mk.)	40500 Mk.
Andere ordentliche Ausgaben	3500 „
Außerordentliche Ausgaben	7500 „

Dies war ein finanziell ungünstiges Jahr wegen der hohen außerordentlichen Ausgaben. Sonst wurden fast immer recht stattliche Überschüsse erzielt.

1878 waren die Einnahmen ungefähr wie im Vorjahr, nur die Zinsen hatten sich auf 5500 Mk. erhöht. Die Gehälter waren auf 42800 Mk. angewachsen, aber die sonstigen Ausgaben betrugen

---

*) Sie betrugen (laut Protokoll der Vorstandssitzung vom 27. Juni 1872: für den Direktor 3600 Mk.; für den nächst diesem ältesten Lehrer Frensdorff 2400 Mk.; für die beiden studierten Lehrer Dränert und Wislicenus 2400 und 2160 Mk.; für 6 nichtstudierte, vollbeschäftigte Lehrer zusammen 9600 Mk.; für 4 vollbeschäftigte Lehrerinnen 3060 Mk., für 5 nicht vollbeschäftigte Lehrerinnen 1572 Mk.; für 1 nicht vollbeschäftigte Lehrerin 180 Mk.; für den Custos 960 Mk.

nur 3900 Mk. Der Überschuß belief sich auf 7100 Mk. Von den Überschüssen wurden regelmäßig 20 % der Pensionskasse überwiesen.

Indem Rée dies Budget vorlegte, hob er zugleich hervor, daß für die Zukunft keine so günstigen Ergebnisse mehr zu erwarten seien. Zwar würden die Schulgelder um 4000 Mk. und die Zinsen um 1000 Mk. steigen, aber die Zuschüsse würden wegfallen, und vor allem würden die Gehälter ganz bedeutend steigen. Es seien erforderlich: für die obern Klassen 3 Lehrer für je 4800 und 2 für je 3600 Mk.; für die mittleren Klassen: 4 Lehrer für je 3000, 4 für je 2400 Mk.; für die untern Klassen Lehrerinnen für 6000 Mk. Das macht an Gehältern 49000 Mk. Es sei also noch ein kleiner Überschuß zu erwarten, der für größere Reparaturen draufgehen werde. Zunächst erfüllten sich diese Voraussagen noch nicht, vielmehr ergab das Schuljahr 1879/80 noch einen Überschuß von 12283 Mk. Auch für 1880/81 erwartete Rée noch einen solchen von 7700 Mk. Der Grund der günstigen Finanzen lag hauptsächlich in der Zunahme der Schüler, und zwar vor allem der zahlenden. Am 4. April 1880 gab es 680 Schüler (410 Christen, 263 Juden, 7 Konfessionslose). Darunter waren 131 jüdische und 16 christliche Freischüler. Daß allmählich auch die besser gestellten Eltern zu höheren Leistungen an Schulgeld herangezogen wurden, war nur in der Ordnung und entsprach dem Gedanken der allgemeinen Volksschule.

Eine für die Geschichte der Schule wichtige Urkunde ist ein Bericht, den Rée für den Vorstand verfaßte, datiert vom 1. April 1873. Dies Schriftstück enthält eine ausführliche und klare Darlegung der Ziele der Schule und der ihr zu Gebote stehenden Mittel. Rée verweist darauf, daß ein großer Teil des Schulkapitals nicht geschenkt, sondern von der Schule im letzten Jahrzehnt erspart worden war. Die Schule hatte seit ihrem Beginn in Legaten ungefähr 145000 Mk. geschenkt erhalten. Davon wurden mehr als 120000 Mk. für das Grundstück und die Bauten verausgabt. Trotzdem hatte sich zur Zeit der Abfassung des Berichts das Kapital wieder auf 93750 Mk. vermehrt. Möglich geworden war dies günstige Ergebnis nur durch die großen jährlichen Überschüsse, die sich nach Zulassung christlicher Schüler durch die gesteigerte Schülerzahl ergaben.

Zugleich aber mußte Rée zugeben, daß die Stiftungsschule für Lehrergehälter nicht soviel aufwenden konnte, wie der Staat damals beabsichtigte. Wenn die Schule bei ihrem geringeren Gehaltsetat doch ihre Lehrer festhielt, so lag das erstens daran, daß sie sich mit einer kleineren Zahl von akademischen Lehrern behalf; zweitens daran, daß einige Lehrer schon zu alt waren, um noch auf andre



Schulen übergehen zu können, hingegen andre noch so jung, daß sie sich mit dem Anfangsgehalt begnügten; drittens an dem sehr beachtenswerten Umstand, daß manche Lehrer einen hohen Grad von Uneigennützigkeit zeigten. Sie waren in der Tat seit langer Zeit so mit der Schule verwachsen, daß sie bereit waren, Freud und Leid mit ihr zu teilen. Auf diesen so wichtigen wie erfreulichen Punkt kommt Rée auch an einer andern Stelle*) zurück und begründet ihn damit, die Lehrer seien sich bewußt, daß sie mit ihrer Lehrtätigkeit zugleich einer edlen Tendenz dienen, nämlich der Überbrückung des Gegensatzes zwischen den Ständen. Aber freilich waren dies alles Umstände, auf die, wie auch der Bericht hervorhebt, nicht auf die Dauer zu rechnen war.

Wir erfahren an dieser Stelle auch etwas über die Kontribuentengelder. Sie waren 1873 auf ungefähr 1200 Mk. zusammengeschrumpft, während sie 1841 und in den folgenden Jahren 4200 Mk. betragen hatten. Auch war mit ihrem gänzlichen Erlöschen zu rechnen, was übrigens der Bericht im Interesse der finanziellen Selbständigkeit der Schule nicht bedauerlich findet.

Unter dem Einfluß der staatlichen Schule durchbrach man auch das alte Besoldungswesen, das seit Beginn der Schule ungeschwächt bestanden hatte. Bisher hatte die Stiftungsschule die Lehrer in erster Reihe nach ihren Leistungen bezahlt, in zweiter nach ihren Bedürfnissen. 1877 wurden zum ersten Mal zwei jungen, kürzlich eingetretenen Lehrern eine steigende Gehaltskala bewilligt. Ungefähr zur selben Zeit wurde dem dienstältesten der akademischen Lehrer, Dr. Dränert, auf seinen dringenden Wunsch eine lebenslängliche Anstellung gewährt. Der Vorstand entschloß sich dazu erst nach langem Zögern und nachdem Dränert einen an ihn ergangenen Ruf an das Realgymnasium zu Eisenach ausgeschlagen hatte. Dieser eine Schritt zog bald andre nach sich. 1878 erwog der Vorstand die Frage, ob es ratsam sei, einige Lehrer lebenslänglich anzustellen und ihnen ein einseitiges Recht auf halbjährige Kündigung zu gewähren. Da sich ergab, daß das Vermögen der Schule bei sehr mäßiger Berechnung (das Haus wurde, viel zu niedrig, auf 50000 Mk veranschlagt) jetzt 178000 Mk. betrug, so hielt es der Vorstand nicht für zu gewagt, drei kürzlich eingetretene Lehrer lebenslänglich anzustellen. Für den Fall der Auflösung wurde ihnen ein dreifaches Jahresgehalt oder, falls sie schon das erforderliche Alter hätten, ihre Pensionierung in Aussicht gestellt.

*) In einem Bericht, betreffend den Prozeß mit dem Vorstand der Deutsch-Israelitischen Gemeinde.

Das seit langem erstrebte Ziel, die Schule zu einer Simultanschule zu machen, war noch immer nicht völlig erreicht. Hieß doch die Schule sogar noch immer, im Gegensatz zu ihrem simultanen Prinzip und zu den tatsächlichen Verhältnissen, Israelitische Stiftungsschule. Unterhandlungen, die Rée deswegen 1872 mit der Oberschulbehörde führte, hatten zunächst kein Ergebnis. Doch waren Vorstand und Lehrer darüber einig, die Schule überall nur einfach Stiftungsschule von 1815 zu nennen, es sei denn in juristisch wichtigen Urkunden.

Es fehlte ferner noch an Freistellen für christliche Schüler. Diesem Mangel wurde abgeholfen aus einem für Rée persönlich sehr schmerzlichen Anlaß. 1871 verlor er seine einzige Tochter Meta (aus erster Ehe), die an ihren Vetter Isidor Rée verheiratet war. Der Witwer stiftete zum Andenken an die Verstorbene unter dem Namen Meta-Rée-Fonds ein Kapital von 2500 Bco ℳ, dessen Zinsen dazu dienen sollten, das Schulgeld für christliche Freischüler zu bezahlen. Diese kleine Summe wuchs in wenigen Jahren auf 20000 Mk., und weitere 9000 Mk. standen ihm durch ein Legat in Aussicht.*)

Als im Vorstand, der bisher ausschließlich aus Juden bestand, 1873 eine Stelle erledigt war, erklärte Rée, es sei jetzt an der Zeit, einen Christen hineinzuwählen. Mit solchem Eifer trat er hierfür ein, daß er, falls sein Antrag nicht durchginge, seinen Rücktritt als Direktor in Aussicht stellte. Hierauf ward der Chemiker Dr. Ulex, ein persönlicher Freund Rées, gewählt.

Schon seit Jahren befand sich die Schule in einem Prozeß mit dem Vorstand der Deutsch-Israelitischen Gemeinde. Als nämlich 1864 die jüdische Gemeinde eine ganz veränderte Gestalt bekam, erklärte der Gemeindevorstand sich zwar bereit, die bisherige Subvention fortzuzahlen, knüpfte aber daran Bedingungen, auf die der Vorstand der Schule unmöglich eingehen konnte. Als darauf die Subvention nicht weiter bezahlt wurde, beanspruchte der Schulvorstand seine finanzielle Unabhängigkeit und erhob deswegen Klage. Der Prozeß durchlief mehrere Instanzen. Inzwischen waren ganz neue und im Laufe des Prozesses sich immer steigernde Forderungen des Gemeindevorstandes zu Tage getreten, Forderungen, die nicht nur die Selbständigkeit der Verwaltung, sondern auch die Tendenzen der Schule bedrohten. Aus einer Teilnahme an gewissen Finanzoperationen ward ein finanzielles Aufsichtsrecht, aus diesem ein

*) Rées Bericht über den Prozeß.

Aufsichtsrecht schlechthin. Rée in seiner temperamentvollen Weise vergleicht das Vorgehen mit den Reunionen Ludwigs XIV.

Der Prozeß schwebte noch, als die Wahl von Dr. Ulex dem Gemeindevorstand aufs neue Anlaß gab, Verwahrung einzulegen. Er erklärte, diese Wahl widerspreche den Satzungen der Schule, und hielt sich verpflichtet, »sowohl kraft des ihm über die Schule zustehenden Oberaufsichtsrechts, wie in seiner Eigenschaft als Vertreter der israelitischen Interessen überhaupt zu protestieren.« Das Antwortschreiben, das Rée bei diesem Anlaß aufsetzte, atmet die ganze Zornglut, die ihn durchbrauste, wenn jemand an seine innigsten Überzeugungen, an seine Toleranzbestrebungen rührte. Es wurde als zu heftig vom Vorstand nicht genehmigt. Der Präses Dr. Gobert erwiderte im Namen des Vorstandes und wies den Protest kurz und bündig als formell und materiell unbegründet zurück.

Eine besondere Ehre ward der Schule 1877 zuteil durch den Besuch der Kronprinzessin Victoria. Die hohe Frau, deren Anschauungen sich mit denen Rées vielfach berührten, ließ sich die auf dem Hofe aufgestellten Schüler vorführen und nahm dann in der Direktorwohnung ein Frühstück ein. Wie man wissen wollte, war dieser Besuch einer Simultanschule eine Art Demonstration für den Kultusminister Falk, dessen Stellung gefährdet war. Ob diese Deutung richtig ist, mögen andre entscheiden.

Vieles in der Schule war neu geworden; eines war unverändert geblieben: der belebende, erwärmende Einfluß, der von Rées Persönlichkeit ausging. Wohl klagte er zuweilen, daß ihm in mancher Hinsicht die Hände gebunden seien. Und zweifellos war die Schule seit Einführung des Einjährigenexamens nicht mehr so ungehemmt wie früher. Er war z. B. sehr unzufrieden mit den abstrakten Aufsatzthemen, wie sie damals verlangt wurden. Aber immer noch nahmen die Schüler aus seinem Unterricht unendlich viele Dinge mit, die nicht auf dem Lehrplan standen. Es war unvergleichlich, wie er ihre Selbsttätigkeit anzuregen wußte. Wenn er, wie er in der I. Klasse häufig tat, einen Schüler einen Vortrag über ein selbstgewähltes Thema halten ließ, so war das jedesmal ein Fest, nicht wegen der Vorträge selbst, die oft recht kindisch waren, sondern wegen der mannigfaltigen Belehrungen und Unterhaltungen, die sich daran knüpften. Nie kehrte er in absichtvoller Weise die Erziehertätigkeit hervor, er war vielmehr der unzweifelhaft richtigen Ansicht, daß die Schule am besten erzieherisch wirkt, wenn sie nur ihre Unterrichtsziele im Auge behält, daß sittliches Betragen, Fleiß, Ordnung sich bei gutem Unterricht von selbst er=

geben, und daß die Persönlichkeit des Lehrers, sein lebendiges Beispiel mehr wert ist als Ermahnungen. Wie unendlich segensreich er auf diese Weise wirkte, dafür wäre, wenn kein andrer Beweis vorläge, allein schon die unbegrenzte Verehrung seiner Schüler ein hinreichendes Zeugnis. Dem Dankgefühl von tausend Herzen gab bei seinem fünfzigjährigen Lehrerjubiläum der humoristische Dichter Moritz Stettenheim, auch ein »Réeschüler«, Ausdruck, aus dessen warm empfundenem Begrüßungslied die eine Strophe hier Platz finden möge:

Ja, ich bin dein Hörer,
Ja, geliebter Lehrer,
Ganz wie sonst vor deinem schwarzen Pult,
Hör' mit andern Alten
Dich den Vortrag halten,
Deine Weisheit preis' ich und Geduld.
Was du uns fürs Leben
Gutes mitgegeben,
Heut' noch wirkt es auf des Daseins Höh'.
Flüchtig nahm's der Knabe;
Laut für deine Gabe
Dankt der Mann dir, lieber Doktor Rée.

Eine bedeutungsvolle Wendung trat zu Anfang der achtziger Jahre ein.

Am 8. September 1881 teilte Rée der Lehrersitzung mit, daß ein Reskript vom Reichsamt des Innern eingetroffen war mit Forderungen, durch die der Schule große Schwierigkeiten bereitet würden. Mindestens die Hälfte der Lehrer der Oberklassen sollte das Oberlehrerexamen bestanden haben. Rée bedauerte diese Forderung nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch weil er dadurch von der Organisation, die er für die geeignetste hielt, abzustehen gezwungen war. Mehrere der vorhandenen Lehrer konnten jetzt nur noch in Unterklassen verwendet werden. Mit der Vergebung von Freistellen mußte man fortan vorsichtiger sein. Die Schulgeldsätze mußten erhöht werden. In einem Falle, so teilte Rée in seiner Sitzung mit, habe man das Schulgeld bereits auf 144 Mk. erhöht.

In andrer Beziehung war freilich die Ausbildung des staatlichen Schulwesens eine Entlastung für die Stiftungsschule. Denn jetzt brauchte man, wie Rée einmal sagte (L 11. Dezember 1884), mit der Ausweisung schlechter Schüler nicht mehr so ängstlich zu sein, da Hamburg jetzt Volksschulen habe, die solche Schüler aufnehmen könnten. Doch hat Rée in der Praxis auch in seinen letzten Jahren von dem Mittel der Ausweisung äußerst selten, vielleicht nie Gebrauch gemacht.

In der kurzen Zeit von Michaelis 1881 bis Michaelis 1882 erhielt die Schule vier neue Lehrer, die das Oberlehrerexamen bestanden hatten. Der Unterricht hat davon, daß er in die Hände von mehreren tüchtigen, kenntnisreichen Männern kam, gewiß nur Vorteil gehabt. Auch das alte Erbübel der Schule, die Disziplinlosigkeit, verschwand in kurzer Zeit.

Finanziell aber hatte die Schule damit ihre beste Zeit hinter sich. Die Gehälter betrugen Dezember 1884 ungefähr 4820 Mk., also für das Jahr berechnet 57840 Mk. Sie stiegen von da an infolge der Gehaltsskala noch höher und betrugen im letzten Lebensjahre Rées 5255 Mk. im Monat. Eine weitere Steigerung stand in Aussicht. Dagegen waren die Einnahmen keiner wesentlichen Erhöhung mehr fähig, denn viel mehr als 700 Schüler konnte die Schule nicht aufnehmen, und folglich konnte die Einnahme aus den Schulgeldern nicht mehr in nennenswertem Maße steigen, es sei denn, man hätte die Einrichtung des abgestuften Schulgeldes aufgegeben (ein Schritt, zu dem sich der Vorstand erst 1902 notgedrungen entschloß). Schul- und Büchergeld betrugen im vierten Quartal 1884 16536 Mk., im dritten Quartal 1890 17188 Mk. Ungefähr wurden also jetzt die Schulgelder durch die Gehälter aufgezehrt, kaum daß das Geld für die notwendigsten Reparaturen und Anschaffungen reichte. Noch ungünstiger wäre die Lage gewesen ohne Rées großmütige Uneigennützigkeit. Dieser erbat 1878 ein einmaliges Gratial von 2000 Mk. Der Vorstand bewilligte dies ohne weiteres einstimmig, zugleich aber erklärte er Rées Gehalt von 3600 Mk. für durchaus unzureichend und tat seine Absicht kund, es auf 4800 Mk. zu erhöhen. Rée aber wies dies Anerbieten dankend zurück. Er begnügte sich bis an sein Ende mit jenem geringen Gehalt, während mehrere seiner Kollegen ein höheres bezogen.

Bedauerlich war es auch, daß durch die Umgestaltung des Lehrerkollegiums manche der bewährten Einrichtungen zum alten Eisen geworfen wurden.

Ich verweise hier z. B. auf die alten Schulfeiern, die sogenannten Zensuren, die unter Rées Leitung halbjährlich stattfanden und die durch ihre schlichte, würdige Form bei Eltern und Schülern stets einen tiefen Eindruck hinterließen. Sie hörten zwar nicht auf, aber sie verloren ihren Charakter. Ganz beseitigt wurde im Laufe der Zeit die Einrichtung der sogenannten Inspektoren. Wie schon früher erwähnt, waren dies Schüler, die ein Amt in der Klasse bekleideten, und zwar waren diese Ämter mannigfaltig und verantwortungsvoll. Welche erziehende Wirkung in einer solchen Ein-

richtung liegt, das haben erst in neuester Zeit pädagogische Reformatoren wiederentdeckt, und heute bemüht man sich an manchen Orten, etwas zu schaffen, was seinem Wesen nach an der Stiftungsschule viele Jahrzehnte mit Nutzen bestanden hat.

Auch die Lehrersitzungen wurden nicht nur seltener, sondern auch weniger fruchtbringend. Es war durch die veränderte Zusammensetzung des Lehrerkollegiums ein zwar nützlicher, aber immerhin ein fremder Bestandteil hineingekommen. Wäre die Umformung langsam und allmählich von statten gegangen, so hätten sich die Ankömmlinge den Eigentümlichkeiten der Schule anpassen können. Da sie aber auf einmal in größerer Zahl eintraten, so war dies nicht möglich.

Immerhin verging über dieser Umwandlung einige Zeit, und die Schule behielt einstweilen noch viel von ihrem eigentümlichen Gepräge, zumal solange Rée lebte.

Diesem war es vergönnt, 1888 in voller Frische sein fünfzigjähriges Lehrerjubiläum zu begehen. Die allgemeine Teilnahme der zahlreichen Freunde der Schule war um so größer, ihr Wunsch, bei dieser Gelegenheit an die Öffentlichkeit zu treten, um so lebhafter, weil die Schule seit fast fünfzig Jahren keine ähnliche Feier veranstaltet hatte. Schon geraume Zeit vorher taten sich eine Anzahl ehemaliger Schüler zusammen, um den Jubilar durch ein möglichst ansehnliches Geldgeschenk zu ehren, das natürlich bei seiner Denkart nur der Schule, nicht ihm persönlich zugute kommen konnte. Man hoffte, genug aufzubringen, um einen Neubau zu ermöglichen, der längst ein Bedürfnis war. Diese Hoffnung erwies sich freilich als übertrieben. Die Feier aber wird allen, die ihr beigewohnt haben, unvergeßlich bleiben. Eine dauernde Frucht war der Verein ehemaliger Schüler, der sich im Anschluß daran bildete und der noch heute besteht. Er verfolgt nicht nur gesellige, sondern auch wohltätige Zwecke, indem er Beihilfen zum Schulgeld leistet, und steht mit der Schule in enger Verbindung. Rée stand ihm anfangs etwas zweifelnd gegenüber, nahm aber dann an einer der Versammlungen teil und freute sich, ein Freund der Geselligkeit, wie er es jederzeit war, an der Liebe und Verehrung, die ihm seine zum Teil schon ergrauten ehemaligen Schüler entgegenbrachten. — Die Ehrengabe verteilte Rée zu gleichen Teilen an die Schule, an den Meta-Rée-Fonds und an die Pensionskasse. Jede Kasse erhielt 9550 Mk.

Mit ungeschwächten Kräften stand er noch immer in seiner Tätigkeit, nahm er teil am öffentlichen Leben. So war ich Zeuge der

lebhaften Befriedigung, mit der ihn die von Kaiser Wilhelm II. berufene Dezemberkonferenz von 1889 erfüllte. Denn von jeher war er gegenüber den Einseitigkeiten der humanistischen Schule für das Recht der Realschulbildung eingetreten. Ein Herzenswunsch wurde ihm noch kurz vor seinem Tode erfüllt: am 12. November 1890 erhielt durch Bestimmung des Senats die Schule den Namen »Stiftungsschule von 1815«, womit endlich ihr simultaner Charakter anerkannt wurde.

Nach kurzer, leichter Krankheit nahm ihn, allen unerwartet, ein schmerzloser Tod am 13. Januar 1891 aus unsrer Mitte. Glücklich und heiter, wie sein Leben gewesen war, war auch sein Tod. Ihm war geworden, was nach des Dichters Wort die Götter ihren Lieblingen gewähren:

Die euch gehören, kennen nicht die Schwäche,
Der Krankheit Natter kriecht sie nicht hinan,
In voller Kraft, in ihres Daseins Blüte
Nehmt ihr sie rasch hinauf in eure Wohnung.

Für die Stiftungsschule aber war der Verlust unermeßlich. Wie an seinem Sarge sein Nachfolger sagte: er war die Schule.

Inhalt des fünften Kapitels.

Bedeutende Zunahme der Schule. Anstellung akademischer Lehrer. Unzulänglichkeit der bisherigen Lehrer. Mängel im hebräischen, naturgeschichtlichen, Turnunterricht. Wechsel im Lehrerkollegium. Probearbeiten. Der engere Lehrerrat. Konfirmandenunterricht. Finanzen. Ein Bericht Rées an den Vorstand. Neuerungen im Gehaltswesen. Der Meta=Rée=Fonds. Prozeß mit dem Gemeindevorstand. Besuch der Kronprinzessin. Rées Wirksamkeit als Lehrer in seiner letzten Zeit. Vermehrte Zahl der akademischen Lehrer. Verschlechterung der Finanzen. Abkommen mancher alten Eigentümlichkeiten. Rées 50jähriges Lehrerjubiläum. Sein Tod.

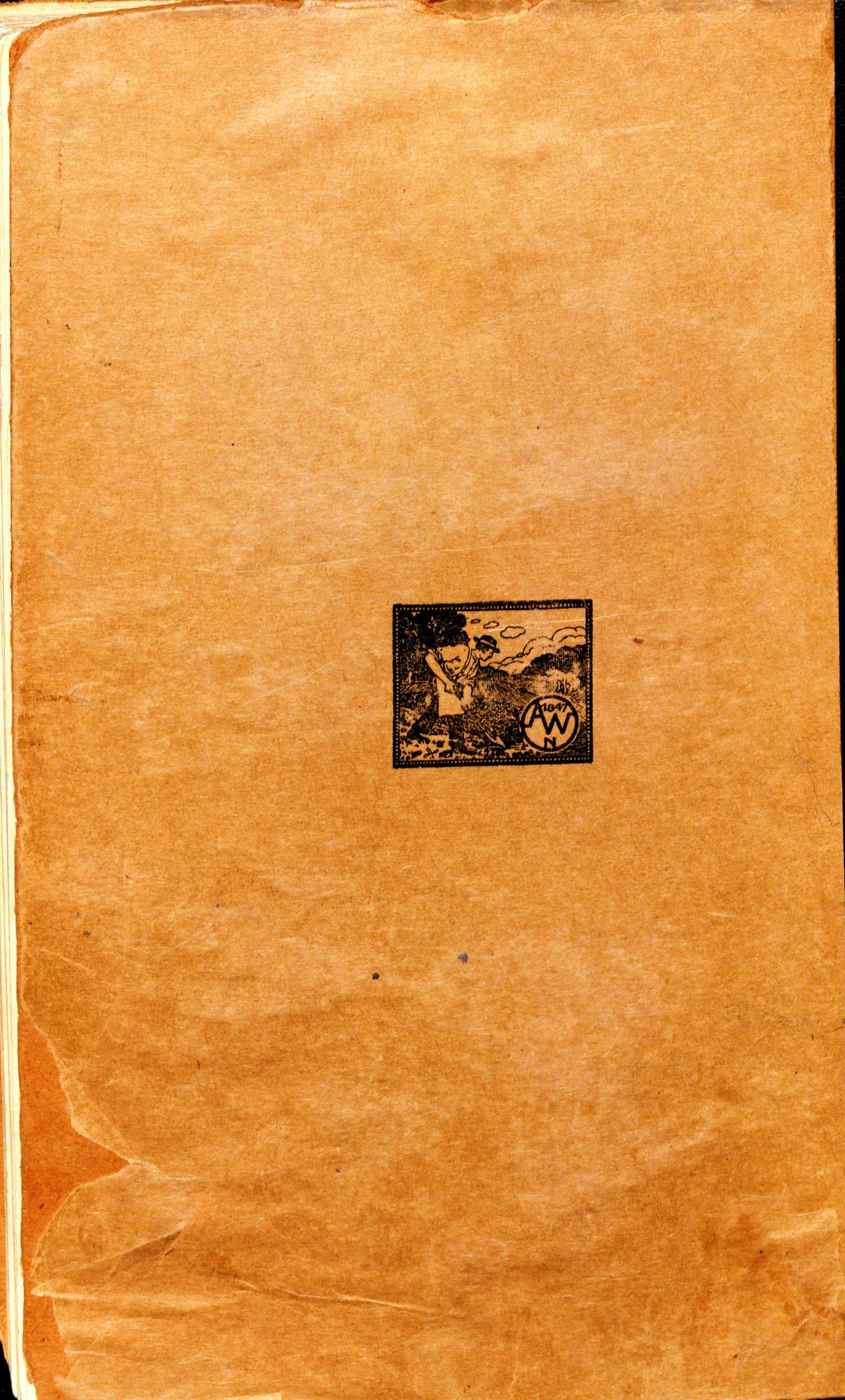
f

Schlußwort.

An ihrer altgewohnten, für eine Schule in so ungewöhnlichem Grade geeigneten Stätte wird die Stiftungsschule von 1815 fortan weiterwirken. Möge bald die schlimme Zeit des Krieges, in der sich dieser Übergang vollzieht, einem Zeitalter dauernden friedlichen Gedeihens weichen, und möge der Schule nach wie vor eine segensreiche Wirkung beschieden sein, zum Wohle der Vaterstadt, zum Wohle des Vaterlandes!

Manche Aufgaben, die der Schule bei ihrem Entstehen gestellt waren, sind weggefallen, weil die Forderungen von damals inzwischen ihre Erfüllung gefunden haben. Aber ob die Formen wechseln, der Geist, der sie einst beseelte, der Geist des Idealismus und der reinen Menschenliebe wird bei uns fortleben. Auch von der Ausnahmestellung, die die Schule früher eingenommen hat, ist nur noch wenig zu spüren. Aber einen Vorwurf kann man ihr hieraus berechtigterweise nicht machen. Gewiß wäre es eine unentschuldbare Überhebung, zu behaupten, daß die Stiftungsschule auch heute noch, wie es vor fünfzig Jahren der Fall war, den meisten Hamburger Schulen durch ihre Leistungen voraus war. Aber wenn dieser ihr Vorzug weggefallen ist, so darf sie sich sagen: es liegt nicht daran, daß sie von ihrer einstigen Höhe herabgesunken, sondern daß die andern Schulen sich gehoben haben.

Die Zeiten sind sehr verschieden von denen, wo die Schule ins Leben trat. Damals war alles arm, klein und beschränkt, und auch auf unsrer Schule lastete schwer der Druck der kümmerlichen Verhältnisse. Aber so klein die äußeren Mittel waren, so groß war der Idealismus, die Opferfreudigkeit, der Mut und die Tatkraft. So bewegte sich die Schule lange in aufsteigender Bahn, entwickelte sich immer erfreulicher, konnte ihre Aufgaben in einem Maße verwirklichen, wie es selten einer Anstalt beschieden ist. Heute liegt hinter uns ein halbes Jahrhundert unerhörten materiellen Aufschwungs. Aber mit dem äußern Reichtum hat der innere nicht Schritt gehalten. Was die Zukunft bringt, ist uns verschlossen, und nur mit Sorgen können wir den Zeiten entgegenschauen, die auf dies beispiellose, an Furchtbarkeit alle uns bekannten Ereignisse in den Schatten stellende Völkerringen folgen sollen. Nur das eine leidet keinen Zweifel, daß es unendlicher Mühen bedürfen wird, um das Zerstörte wieder aufzubauen. Wenn dann wenigstens die ernste Zeit uns den verloren gegangenen Idealismus unsrer Väter zurückbrächte, so wären die Opfer nicht ganz vergeblich dargebracht.


1847
AW
N